

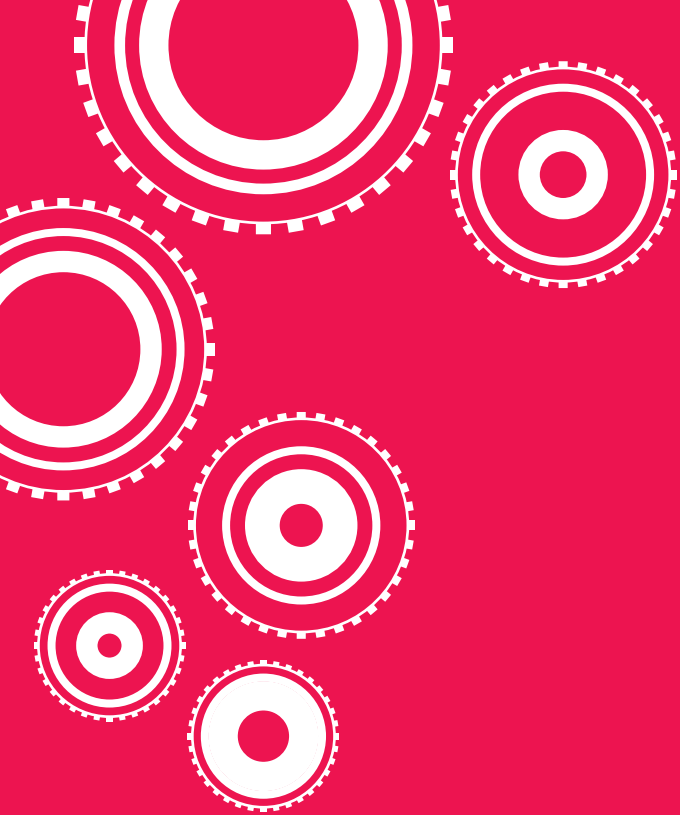
hEft

für literatur, stadt und alltag

#35 · Januar 2014



Schwalbe



Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 35 (10. Jg.), Januar 2014 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.500 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Caroline Hemmann, Kerstin Wölke // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Peter Lauensteiner, Paul-Ruben Mundthal // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Veit Goßler // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 4, 13 und 25 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 28. März; Redaktions- und Anzeigenschluß: 24. Februar // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Stadt & Alltag

- 04 Schöne Aussicht
- 05 Zwischen den Tatorten
- 07 Theatrum Mundi
- 08 Stand: Brand-Wand
- 10 Ich will nicht nach Hypezig!
- 12 Talknoten
- 13 Fünf Fragen an: Noah
- 14 Handwerk
- 16 Stadtschreiberin gefunden!
- 17 Schillerndes Rotlicht
- 19 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 20 Zwanzig Jahre LAG Soziokultur
- 21 Aus der Provinz: Altenburg
- 25 Neues aus Rom

- 26 Fotostrecke

Literatur // Schwalbe

- 30 Kleine Schwalbologie für Einsteiger
- 31 Anweisung für ein viehisches Verhalten
- 32 Ich hab was für dich übrig
- 34 Bordstein
- 35 Nichts für die Statistik
- 37 Unter allen Knochen

Literatur // Hessus

- 40 Tiramisu
- 44 Kopfsteinpflaster
- 47 Nicht, worauf es ankommt
- 50 Die kleine Elster
- 52 Drabbles
- 53 Mein lieber Charlie
- 55 Die Schneekönigin

- 59 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

wir können es selbst kaum glauben, aber mit dieser Ausgabe geht das hEFt in den 10. Jahrgang! Damit war wohl kaum zu rechnen, als sich im Jahr 2004 eine kleine Gruppe von schreib- und kulturbegeisterten Menschen im Wohnzimmer eines – noch heute aktiven – Redaktionsmitglieds trafen. Inzwischen haben mehr als 300 junge Autor/innen, Fotograf/innen, Grafiker/innen und Künstler/innen im hEFt veröffentlicht, zahlreiche (sozio)kulturelle Projekte und Initiativen wurden vorgestellt. Für nicht wenige unter ihnen war das hEFt die erste Möglichkeit, sich und ihre Arbeit einem breiteren Publikum zu präsentieren. Es gilt also herzlich Danke zu sagen all denjenigen, die das Projekt in den letzten neun Jahren durch ihr Engagement zu dem gemacht haben, was es heute ist: ein fester Bestandteil der Erfurter und Thüringer Medienlandschaft.

Apropos Erfurt: Auch wenn es inzwischen ein offenes Geheimnis ist, dass das Herz eines Teiles der hEFt-Redaktion heftig für den Fußballclub der Landeshauptstadt schlägt, blicken wir natürlich regelmäßig über den Steigerwald hinaus, beziehungsweise die Gera hinunter. So auch in dieser Ausgabe in unserer Rubrik »Aus der Provinz«. Da warfen wir unser Auge diesmal weit in den Osten Thüringens – nach Altenburg. In der bezaubernd schönen, ehemaligen Residenzstadt fragten wir drei (sozio)kulturelle Akteure, wie es sich dort lebt und arbeitet.

Der Literaturteil dieser Ausgabe ist, passend zur Jahreszeit, etwas umfangreicher ausgefallen. Neben Beiträgen zum hEFt-Thema »Schwalbe« finden sich dort auch wieder die Preistexte des diesjährigen Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs.

Wir wünschen viel Spaß beim Schmökern, einen entspannten Jahreswechsel und einen guten Start ins Jahr 2014!

Die Redaktion

hEFt in die Hand

Offene Redaktion

am 5. Februar // 19:30 Uhr // Speicher, Waagegasse 2

Offenes Büro

immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr // Alte Salinenschule, Salinenstraße 141



Veit Gossler lebt und arbeitet in Erfurt. Neben seiner freien künstlerischen Berufstätigkeit liebt er Wolken und unbekannte Dinge. Zur Zeit arbeitet er in seinem Atelier in der Salinenstraße 34.
»Immer mal im Kreis drehen, so dass man verwirrt auf sich selbst schaut und neue Seiten entdeckt.« /// www.veit-gossler.de

Schöne Aussicht

Eiszeit in Erfurt

.....

7. Oktober 2017, Erfurt: Seit Anfang des Jahrzehnts herrscht großes Gerangel um die lange leerstehende Defensionkaserne auf dem Erfurter Petersberg. Unzählige Interessenten (vom Altenheimbetreiberkonzern bis zum Zierfischzuchtzentralverband) hatten ihre Nutzungskonzepte bei der Stadtverwaltung eingebracht. Mitte September endlich rang sich eine Expertenkommission des Stadtrats zu einer Entscheidung durch. Den Zuschlag bekam der Wintersportverein »Erfurter Schlittchen e.V.«. In mehrfacher Hinsicht war diesem die Natur zu Hilfe gekommen. Nachdem starke Regenfälle das Dachgeschoss unter Wasser gesetzt hatten, kam es anschließend durch einen extremen Temperaturabfall zu Blitzeis. Auch angesichts dieses unerwarteten Wintereinbruchs hatte man im Rathaus kalte Füße bekommen.

Wie offiziell von dort verlautete, war die Konzeption des Vereinsvorsitzenden Ullrich Kufen in der Bewerbung seines Vereins durchweg schlüssig. Nicht zuletzt konnten die Experten aber auch mit dem Argument der Fortsetzung historischer Gebäude- und Flächennutzung überzeugt werden. Bei Aufräumarbeiten war zum einen ein Paar Schlittschuhe gefunden worden, weiterhin ist die Zusammenarbeit mit militärhistorischen Vereinen bei der Durchführung von Schneeballschlachten angedacht.

Nach nur wenigen Sicherungsmaßnahmen konnte also in der vergangenen Woche die weltweit erste Dacheisbahn in einer Höhe von 240 m ü.NN. eingeweiht werden. Schirmherrin Kati Witt, jubelnd mit Erfurter Eisblumen bedacht, lud alle Eisprinzessinnen und -prinzen zur feierlichen Eröffnung von »Erfurts innovativstem Alleinstellungsmerkmal« auf Eistee ein. Und kein Geringerer als Jens Weißflog übernimmt Training und Aufsicht am Skihang.

Im unteren Geschoss richten die »Schlittchen« gerade eine Eisbar ein, in der auch regelmäßig Schneebälle veranstaltet werden sollen. Selbstverständlich gibt es ausreichend Parkflächen für kleine und große Schlitten. Seit Montag ist auch eine waschechte DJ-Ötzi-Almhütte feste Instanz auf dem Petersberg, und so sind nicht nur Ski und Rodel gut in Erfurt, auch die Glühwein- und Skipasspreise können sich sehen lassen. /// js

Gotha hat wieder einen Herzog

.....

17. März 2015, Gotha: Knut Kreuch, Bürgermeister der ehemaligen Residenzstadt, hat gestern einen ungewöhnlichen Weg gewählt, um seine Macht weiter zu festigen: Er rief sich selbst als »Herzog von Gotha« aus. Der Sozialdemokrat sorgte mit dieser historisch einmaligen Machtgeste vielerorts für Verstimmung. Als »anmaßend und politisch naiv« bezeichnete ein Landessprecher der SPD diesen »nicht abgesprochenen Alleingang«. Man denke über einen Parteiausschluss nach, so der Sprecher, da sich das »monarchistische Gebaren« des Stadtoberhauptes nicht mit den sozialdemokratischen Grundwerten vereinbaren ließe. Auch das jetzt in Coburg ansässige Stammhaus des früheren Herzogtums reagierte empört: Andreas Prinz von Sachsen-Coburg und Gotha erklärte, es handle sich hier um einen »unerhörten Staatsstreich«, dessen Auswirkungen noch nicht abzusehen seien. Schließlich habe das Haus enge familiäre Verbindungen in viele europäische Königshäuser, so nach Belgien und Großbritannien.

Kreuch selbst gibt sich auf Nachfrage unserer Zeitung gelassen: »Wer mich kennt, weiß, dass ich in meiner Arbeit sehr konsequent bin und ungewöhnliche Schritte nicht scheue.« Allerdings stand er für ein ausführliches Interview nicht zur Verfügung. Er müsse zunächst den Umzug seines Büros und Hausstandes in die herzoglichen Gemächer des Schlosses Friedenstein organisieren. Auch seien kurzfristig Köche, Mägde, Stallburschen sowie ein Hofmarschall über die Arbeitsagentur zu vermitteln. Dabei sei er sich des Rückhaltes seiner Untertanen gewiss: All seine Initiativen der letzten Jahre dienten allein dem Ziel, Gotha seine historische Bedeutung wiederzugeben. Die Gothaer Bürger seien dankbar dafür gewesen, hätten Socken für den Nachwuchs des englischen Königshauses gestrickt, besuchten fleißig das neue Herzogliche Museum und seien inzwischen wieder stolz auf ihre Stadt, so Kreuch. Im Übrigen sei sein Schritt nur die »konsequente Vollendung« des »Barocken Universums«, mit dem die Stadt seit einigen Jahren wirbt. »Ein Herzog ist da unabdingbar!« /// tp

Zwischen den Tatorten

Das mediale Rauschen anlässlich des ersten Erfurter »Tatorts« war in Thüringen ziemlich groß, die Begeisterung hielt sich meist in Grenzen, teils gab es sogar richtig harsche Kritik. Die Einschaltquote stimmte am Ende jedenfalls: Über 10 Millionen Zuschauer schalteten ein. 2014 gibt es den zweiten Fall (und die zweite Chance) für die Erfurter. Vorher debütieren aber erstmalig die Weimarer Ermittler Nora Tschirner und Christian Ulmen am zweiten Weihnachtsfeiertag – Titel ihres Falls: »Die fette Hoppe«. Wir sprachen mit dem Tatort-Experten und Filmkritiker Matthias Dell über den Zustand der Reihe »Tatort« an sich, die Strukturen der öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten und warum die Erfurter Ermittler nicht gut waren

Herr Dell, zu Beginn ein Blick zurück: Was war denn so schlimm am Erfurter »Tatort«?

Die Geschichte war einfach nicht gut erzählt, die Dialoge waren schlecht, der Auftakt mit der Verfolgungsjagd auf dem Petersberg, bei dem behauptet wird, die Action sei mit der Geschichte verhaftet ... dabei war diese Szene so etwas von überflüssig und gewollt. Mal abgesehen davon, dass es diese Idee vor zwei Jahren im Kölner »Tatort« schon gab. Parcours heißt diese Art von Hindernis-Rennen über Mauern ja. Das hätten die Macher auch wissen können, wenn man originell sein will, sich etwas Neues auszudenken. Das Timing stimmte zudem nicht. Es gab überflüssige Szenen und unsympathische Charaktere. Ich konnte mit keinem etwas anfangen.

Kritisiert wurde ja auch das Frauenbild im Erfurter »Tatort«. Zu Recht?

Der Erfurter »Tatort« hat ja den Saure-Gurke-Preis der Medienfrauen für besonders frauenfeindliche Berichterstattung bekommen. Das fand ich interessant, weil es sehr offensichtlich ist, dass dieser »Tatort« ein furchtbar altes Frauenbild hat und sehr machoid ist in seinen muffigen männlichen Figuren, was nicht heißt, dass es nicht auch interessante Machos als Filmfiguren geben könnte. Die waren es jedenfalls nicht.

Hat das deutsche Fernsehen generell ein Kreativitätsproblem?

Es liegt sicherlich an der Struktur und dann auch an den Personen. In der Geschichte des westdeutschen Fernsehens gab es ja so prägende Redakteure wie Egon Monk, der Brecht-Schüler war und tolle Dokumentarspiele gemacht hat. Fernsehfilme von Wolfgang Menge wie »Das Millionenspiel« sind hier auch zu nennen, die sehr zeitkritische Themen aufgriffen und ziemlich gute Drehbücher hatten. Leute wie Egon Monk, der gleichzeitig Redakteur und Autor war, sind heute gar nicht mehr denkbar. Und man muss sich außerdem fragen, was das für eine Filmproduktion ist, bei der man den Drehbuchautor nie zu Gesicht bekommt. Da sitzt dann jemand in Irland und schickt sein Drehbuch. Das kann kein guter Schreib-Prozess sein. In den USA oder Dänemark gibt es »Writers Rooms«, in denen Drehbuchautoren an einem Tisch sitzen und gemeinsam an einem Stoff arbeiten. Das ist bei uns nicht entwickelt, es gibt auch keinen redaktionellen Willen, dass man so etwas durchsetzt.

Wie wäre denn das System der Filmförderungen und mitentscheidenden Sendeanstalten überhaupt reformierbar?

Ich weiß es auch nicht, wie dieses System zu reformieren wäre. Die Frage ist, ob es überhaupt reformierbar ist. Es ist jedenfalls nicht damit getan, dass man darauf hinweist, dass es auch gute Sachen gibt, und dann zwei Beispiele nennt. Immer wieder wird erzählt, wie toll doch die Serie »Kriminaldauerdienst« war. Das ist mittlerweile sechs Jahre her. Und das ist immer noch ein Alibi für die Leute, die den Mist produzieren. Und die produzieren den nicht, weil sie ihn gut finden, sondern weil sie glauben, dass dies der Zuschauer sehen will. Vielleicht ist der Zuschauer auch so. Trotzdem hat man die verdammte Pflicht, sich etwas zu trauen. Die Öffentlich-Rechtlichen müssen keine gute Quote haben, die bekommen ihr Geld aus den Rundfunkgebühren ja sowieso. Aber sie benehmen sich, als seien sie auf gute Quoten angewiesen.

Was müsste denn passieren, damit im deutschen Fernsehen die Innovation mehr zur Geltung kommt?

Generell gilt: Die Dichte an guten Drehbuchautoren ist in den USA ein bisschen höher als hier. Es geht auch um so etwas wie Tradition. Deswegen ist ein Regisseur wie Dominik Graf interessant, der fürs Kino und Fernsehen arbeitet, weil der eine Filmgeschichte verbinden will und nicht jedes Mal eine Amnesie voraussetzt und die Geschichte nicht jedes Mal aufs Neue in Afrika spielen lässt. Kurzum, es geht darum, dass man die Ausbildung so betreibt, dass man weiß, wo man hin will. Ich kann das mitunter schwer einschätzen, auch wenn ich in meinen Tatort-Kritiken schreibe, dass das Buch schlecht sei. Ich weiß dann ja gar nicht, was alles noch zusätzlich an redaktionellen Wünschen und Ängsten hineingekommen ist. Da passiert vieles. Wenn man den Leuten sagen würde, macht doch mal euer Ding, glaubt daran, ihr habt den Versuch und wenn es nicht funktioniert und wir finden es nicht gut, dann war es das eben, aber wenigstens gab es den Versuch. Das soll nicht heißen, dass künstlerische Arbeit keine Form von Auseinandersetzung wäre, in der man im Zweifel besser wird und klarer wird und weiß, warum man etwas macht. Das Drehbuch ist leider auch eine Sparte, die in der filmischen Ausbildung sehr lang stiefmütterlich behandelt wurde.



Fallen Ihnen denn gute deutsche Drehbuchautoren ein?

Günter Schütter hat die erste »Polizeiruf«-Folge mit Matthias Brandt geschrieben. Der Mann kann schreiben, der hat eine unglaubliche Lust, der hat da Sätze drin, die sich sonst ein öffentlich-rechtliches Fernsehen nicht trauen würde. Die wirken einerseits viel zu lang und gleichzeitig haben sie eine Schönheit. Sascha Arango ist jemand, der interessante Plots entwirft. Es gibt schon ein paar sehr gute Schreiber, aber eben auch viel Mittelmaß. Allerdings sieht man das Drehbuch immer vom Ende her und weiß nicht, durch wie viele Instanzen es vorher gelaufen ist. Vielleicht wäre das einmal ein Plot für einen Krimi, wie so etwas läuft.

Zum Schluss und mit etwas Abstand betrachtet noch einmal ein Rückblick: Sie hatten kurz vor der Ausstrahlung vom Erfurter »Tatort« ein Interview für »der Freitag« mit der zuständigen »Tatort«-MDR-Redakteurin geführt, welches dann nicht freigegeben wurde. Was war passiert?

Ich beschäftige mich ja schon länger mit dem »Tatort«. Und für mich hat bei der Produktionsgeschichte vom Erfurter »Tatort« etwas nicht zusammengepasst. Der MDR hat eine offene Ausschreibung gemacht, man wollte Transparenz demonstrieren. Das fand ich schon ein bisschen komisch, noch seltsamer fand ich dann, dass letztlich der Regisseur und Autor Thomas Bohn den Zuschlag bekam, gegen den ich persönlich nichts habe, aber dessen Filme ich nicht schätze und bei denen ich das

Gefühl habe, dass sie schlecht sind. Ich habe auch nicht verstanden, wie er es geschafft hat, bereits 15 »Tatorte« zu drehen. Da macht man also auf der einen Seite eine PR-Geschichte mit einer Ausschreibung, um eine gute Geschichte zu finden, und bricht diesen Gedanken mittendrin ab, indem man sich für jemanden entscheidet, der schon so viele »Tatorte« gedreht hat. Das Interview drehte sich dann genau um die Frage, warum man so etwas macht und so einen schlechten Film dreht. Was mich gestört hat, war, dass es eine Feigheit gibt, darüber zu sprechen, dass man Angst hat, sich dem öffentlich zu stellen. Wo passiert denn das mal, dass jemand seine Beweggründe erklärt. Und wenn man sagt, dass man den Zuschauer nicht überfordern will, dass man denkt, dass er das Fernsehen ans Bett gebracht kriegen muss und zwischendurch aufs Klo gehen darf. Dass man sich dem nicht stellt, fand ich ziemlich deprimierend.

Herr Dell, wir bedanken uns für das Gespräch.

/// Interview + Foto: Reinhard Hucke

Matthias Dell schreibt jeden Sonntag in der Online-Ausgabe von »der Freitag« (www.freitag.de) eine Kolumne über den »Tatort« und »Polizeiruf 110«. Er hat zudem das Buch »Herrlich inkorrekt« über die Thiel-Boerne-Tatorte verfasst. Wer die Krimistadt Erfurt in früheren Zeiten sehen will, sollte sich Peter Vogels »Bonny's Blues« (1978) und Andreas Dresens »Der Tausch« (1997) aus der Reihe »Polizeiruf 110« anschauen.



Das Erfurter Kommissariat ist bis Ende 2014 vorübergehend geschlossen.

Theatrum Mundi

Der Erfurter Marting Gobsch betreibt in und außerhalb seiner Werkstatt auf der Krämerbrücke seit drei Jahren ein mechanisches Puppentheater. Nun ist ein zweites Theatrum Mundi in der Marktstraße in Planung

Theatrum Mundi bedeutet »Mechanische Theater« und beschreibt eine Kunstform, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Als kompakte, wandernde Theater, die von großen Schlachten oder Begebenheiten auf fernen Kontinenten erzählen, reichen ihre Wurzeln bis ins 19. Jahrhundert zurück, wo sie als Pausenfüller und zur Belustigung über eine Kurbel angetrieben auf Jahrmärkten eingesetzt wurden.

Ein ganz ähnliches Exemplar auf der Krämerbrücke erzählt das Märchen von Schneewittchen. Es ist beim heutigen Publikum nicht minder beliebt und bringt seinem Betreiber, dem Puppenbauer Martin Gobsch, ein gutes Zubrot ein. Bereits relativ kurz nach der Eröffnung seiner Werkstatt auf der Krämerbrücke bekam der gelernte Möbeltischler eine Anfrage für die Erstellung eines weiteren Theatrum Mundi in der Marktstraße. Als sich herausstellte, dass es sich um ein Schaufenster der Kinder- und Jugendbibliothek Erfurt handeln sollte, war er sofort Feuer und Flamme. Ein paar Monate später konnte sich Martin den Raum ansehen, welcher wie ein kleines Ladenlokal über zwei verglaste Türen und einige Tiefe verfügt. Sofort war klar, dass hier großzügiger als in der kleinen Werkstatt auf der Krämerbrücke geplant werden konnte. Martin Gobsch und Frau Lippold, zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit der Bibliothek, waren sich schnell einig, dass in diesem Raum ein zweites Theatrum Mundi geschaffen werden sollte. Als Termin für die Fertigstellung des Projekts steht das Jahr 2017 fest, in welchem die Erfurter Stadtbibliothek ihr 150jähriges Bestehen feiern wird – ein mehr als geeigneter Anlass also.

Was erwartet das Publikum in der Marktstraße? Wieder ein Märchen? Obwohl noch lange nicht alle Details feststehen oder verraten werden sollen, existiert schon eine grobe Vision für das neue Theatrum Mundi. Geplant ist nicht nur eine Geschichte, sondern gleich drei, die mit Hilfe einer Drehbühne realisiert werden sollen. Welche Geschichten genau zu sehen sein werden, steht noch nicht fest. Wahrscheinlich werden es Erzählungen

rund um Fabelwesen sein. Der Puppenbauer sieht in ihnen einen starken Bezug zur Fantasie, die beim Lesen aus Büchern erwachsen kann. Der Bezug zur Bibliothek ist Martin Gobsch wichtig und das mechanische Theater soll letztlich auch dazu dienen, auf diese aufmerksam zu machen.

Vor dem Vorhang wird ein kauziger Bibliothekar zu sehen sein, der sich in seine Bücherschätze vergraben hat und bei Münzeinwurf einen großen Wälzer aufschlägt. Gleichzeitig öffnet sich dann auch der Vorhang für eine der drei Geschichten. Die Bücherschätze des Bibliothekars sind es auch, die für die Finanzierung des gesamten Projekts sorgen sollen. Jeder, der sich in einem bestimmten finanziellen Rahmen beteiligt, wird namentlich auf einem der Bücherrücken im mechanischen Theater verewigt. Die Bücher sind bereits zum Großteil vorhanden und wurden vom Stöberhaus Erfurt zur Verfügung gestellt. Nach der Bearbeitung wird sie ein geheimnisvoller Charme umgeben, passend zum Gesamtbild.

Martin Gobsch ist guter Hoffnung, dass das Finanzierungskonzept bis 2017 aufgeht. Bisher haben sich schon rund 30 Geldgeber gefunden. Gute 200 werden gebraucht, um das Projekt ins Leben zu rufen. Jeder, der Interesse daran hat, sich zu beteiligen, stattet Martin Gobsch am besten persönlich in der Werkstatt auf der Krämerbrücke einen Besuch ab.

Die Planung, Entwürfe, Umsetzung, der Einbau und die technischen und elektrischen Details des Theatrum Mundi in der Marktstraße werden volle drei Jahre umfassen. Hilfe bei Technik und Licht bekommt Martin Gobsch wie schon bei seinem Theater auf der Krämerbrücke von Jörg Dumont. Wir können gespannt sein und uns auf eine kommende Ausstellung zum Entstehungsprozess des Theaters auf der Krämerbrücke freuen. Vielleicht erwartet uns in den kommenden Jahren sogar eine Werkschau bei der Entstehung des neuen Theatrum Mundi in der Marktstraße, welche die Zeit des Wartens auf die Fertigstellung verkürzen würde.



Foto: Privat

Stand: Brand-Wand

Eine Brandwand ist mindestens 30 cm dick und hält einem 90-minütigen Brand stand. Oft trennt sie Gebäudeabschnitte voneinander, mitunter ist sie eine fenster- und schmucklose Gebäudeabschlusswand. Genau solche Gebäudeabschlusswände wollen Menschen rund um die ehemalige Galerie 7A/B und den Plattform e.V. im Sinne einer Wandmalerei-Openair-Galerie okkupieren. Doch bevor ein Projekt solchen Ausmaßes passieren kann, muss es diverse Instanzen passieren, beispielsweise das Komitee gegen parenterale Projektamen. OQ-Paint steht, doch zuvor stand bereits die Brand- und Gebäudeabschlusswand in der Weimarischen Straße / Ecke Wilhelm-Busch-Straße. An alles haben die Menschen rund um OQ-Paint gedacht, nur nicht daran die besagte Wand nicht nur oberflächlich einzubeziehen. Daraufhin passierte, was passieren konnte: Die Wand wandte sich vertrauensvoll an die Presse

Wie hast du von OQ-Paint erfahren?

Wand: Durch Dokter Molroks Malerei.

Wer ist Dokter Molrok? Das ist der Künstlername von Michael Ritzmann, dessen Atelier sich hier um die Ecke befindet, weshalb ich mich auch nicht darüber gewundert habe, ihn häufiger zu sehen, wobei mir hätte auffallen müssen, dass er mir einfach nur häufiger als bisher auffiel. Er musterte mich so seltsam.

Wann war das ungefähr? Im Oktober.

Was passierte danach? Wonach?

Nach der Musterung. Die Bemusterung, wenn du so willst.

Ich will, dass du das etwas ausführst! Entschuldige bitte meine Maulfaulheit. Es ist nur so, dass jetzt, wo es kälter wird, auch meine Luftporen kleiner werden. Also, wie in jedem Jahr zu dieser Zeit stieg der Maler Herbst auf seine Leiter und ich staunte Bauklötze, als direkt vor mir plötzlich Dokter Molrok einen Hubsteiger bestieg. Anschließend war er so freundlich mich durch ein sehr großflächig aufgetragenes Tag darauf hinzuweisen, dass am folgenden Tag OQ-Paint beginnen

würde. Ausführlichere Informationen im Vorfeld wären jedoch durchaus hilfreich gewesen.

Wofür? Naja, das ist schon eine große Veränderung für mich. Plötzlich stehe ich im Mittelpunkt.

Besteht die Gefahr, dass du abhebst? Hey, ich habe die Aufmerksamkeit nicht gesucht! Eigentlich war ich ganz zufrieden mit meinem eierschaleweißen Brandwand-Gewand, vor allem darüber, was dahinter passiert. Auch wenn diverse Fast-Unfälle aufgrund fehlgegangener Aufmerksamkeit mein Porenwasser stimulieren, will ich doch versuchen, die Aufmerksamkeit, die meiner Oberfläche zuteil wird, zu nutzen, um den Raum hinter mir länger zu erhalten. Deswegen würde ich es auch sehr begrüßen, wenn es mehr von meiner Sorte gäbe. Das ist aber für die Initiatoren rund um die ehemalige Galerie 7A/B und den Plattform e.V. wohl gar nicht so leicht zu realisieren.

Wieso? Mit dir hat das doch ganz wunderbar geklappt?! Dahinter steckt sehr viel unbezahltes Engagement. Die Künstler Michael Ritzmann alias Dr. Molrok und Andreas von Chrzanowski alias Case haben jeweils eine Woche lang gearbeitet ohne dafür ein Honorar zu bekommen. Die Initiator*innen rund um die ehemalige Galerie 7A/B und den Plattform e.V. mussten die Finanzierung aller Unkosten organisieren. Allein die Farbe an mir kostet eine vierstellige Summe.

..., die wer aufgebracht hat? Stadt, Land, Stiftungen; die üblichen Verdächtigen halt.

Sag mal, woher weißt du das alles eigentlich? Treppengeflüster. Wobei wir, wenn dir etwas an exklusiven Informationen liegt, langsam zu den boulevardesken Funfacts übergehen sollten, Dokter Molroks Wehklagen über Muskelkater zum Beispiel.

Ähh, vielen Dank, für dein Stehvermögen. Erhole deine Luftporen und vielleicht reden wir im nächsten Jahr nochmal miteinander, wenn es den Initiator*innen von OQ-Paint vielleicht gelingt, der Wandmalerei-Openair-Galerie rund um den Schmidtstedter Knoten weitere Objekte hinzuzufügen.

/// Interview: Juliane Zimmermann



Die Brandwand von nebenan // Foto: hEFT

Eine lebendige kulturelle Infrastruktur steigert die Attraktivität und Lebensqualität der Landeshauptstadt Erfurt.

Kulturkonzept der Landeshauptstadt Erfurt

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch.

Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

Ich will nicht nach Hypezig!

Auf die Suche nach dem Erfurter Nachtleben begab sich unsere Autorin Maria Hutmacher, um herauszufinden, ob es tatsächlich so langweilig und eintönig ist, wie allgemein behauptet wird

Nachts, wenn man hier auf der Suche nach der nächsten Party durch die Gassen zieht, bekommt man auf die Frage, wo denn heute noch was los sei, meist ähnliche Antworten. Hipster vermissen schöne Menschen, schöne Menschen vermissen die richtigen Clubs, und warum frage man überhaupt? Man sei doch hier in Erfurt. Punkt. Vielleicht flüchten deswegen so viele übers Wochenende nach Leipzig oder Berlin, statt ihren Hunger nach Vergnügen hier zu stillen. Sie nehmen Wege von drei oder mehr Stunden in Kauf, um in einer anderen Stadt das zu zelebrieren, was sie auch hier haben könnten. In abgespeckter Version zwar, mit potenziell weniger Menschen und mehr von denen, die sie schon kennen. Aber Erfurt ist halt ein Dorf.

Was denken die Leute, die sich die Nächte auf scheinbar schlechten Partys um die Ohren schlagen, übers Feierngehen? Was wollen sie und warum bekommen sie es hier nicht? Zu Beginn des Abends frage ich beiläufig einen in Stilfragen eher schlecht beratenen Politikstudenten. Er sieht es so: Für ihn komme ekstatisches Feierngehen einer Kulturtechnik gleich. Früher habe es heidnische Feste und religiösen Eifer gegeben, heute fehle das Äquivalent. Doch Menschen würden sich nach wie vor nach Trancezuständen sehnen. Früher waren diese streng kulturell geregelt. Statt wie damals alle paar Monate ein Gebet an die Götter zu richten, sei es heute unsere eigene Entscheidung, wann, wie und ob wir uns überhaupt in Ekstase begeben mögen. Somit sei der Vorgang der Selbstauflösung völlig privatisiert und uns überlassen worden, was Belanglosigkeit mit sich bringe. Er spricht weiter davon, dass genau das überfordern und zur Perversion führen könne, doch letztlich die gleichen Motive wie zu Anfang stünden. Der Mensch wolle sich selbst für eine Zeit verlieren und den Ketten und Zwängen des Alltags entkommen. Schlussfolgernd wären die Priester von heute also hinter den Turntables zu finden. Aha.

Ein paar Stunden später beteuert ein wesentlich besser gekleideter Studierender lallend, dass die Suche nach Liebe bei der Abend- und Nachtgestaltung eine große Rolle spiele. Alle wollten sich doch letztlich näher kommen und zueinander finden, nur an der Umsetzung mangle es. Da müsse man auch nicht groß rumphilosophieren, ne? Den Heimweg treten sie, unabhängig davon, dass keiner das angepeilte Ziel erreicht hat, nicht an. So stehen beide im Neonlicht, warten und wissen nicht, wie sie hierher gekommen sind. Der Mittwochabend bietet rastlosen Seelen eben keine Erfüllung. Was zur Hölle mache ich also hier?

Wenn ich mir selbst die Frage nach dem Sinn des Feierngehens durch den Kopf gehen lasse, denke ich an all die Luftschlösser, die ich mir gebaut habe. Ich will etwas Schönes und

auch was erreichen. Die Welt sehen, etwas erleben und neue Erfahrungen machen. Und ich denke an die Tatsache, dass die mir zur Verfügung stehenden Mittel zu gering sind, als dass all die Luftschlösser in naher Zukunft an Form gewinnen könnten. Dann leg ich Make-up auf, zieh was Vorzeigbares an und lass es unterm Regenschirm von unten regnen. Durch den weißen Sprühregen sieht die Welt schon besser aus. Wenn ich meine Träume nicht erfüllen kann, erfülle ich mich eben mit Rausch. Rausch, der für die hiesigen Verhältnisse manchmal zu viel ist. Die Party ist vorbei, die Lichter gehen an und das Konfetti im Blut wird weiter munter durch die Venen gepumpt. Letzten Endes stehe ich nicht besser da als die beiden Hoffnungslosen.

Erst der Erfurter Winter schafft dem die-Party-ist-vorbei-und-was-machen-wir-jetzt-Problem Abhilfe. Die Stadt rückt enger zusammen, und die altbekannten Fratzen, die sich im Sommer durch ganz Erfurt verteilt haben, finden wieder zusammen. Irgendwer hat wieder irgendwem Bescheid gesagt, und ehe man sich versieht, ist die Bude voll. Spätestens dann muss man damit rechnen, dass bald die Herren in blau an der Pforte stehen. Möglicherweise fühlt sich das Nachbarpärchen bei seiner Bärlauch-Pesto-Kochorgie gestört und wählt lieber gleich die Nummer der Polizei, statt sich einmal in Abenteuerlust zu üben und die Feiermeute selbst um Ruhe zu bitten. Möglicherweise hat die minder ausgelastete Streife nach der zehnten Runde um den Block keine größeren Gefahren entdeckt, die es zu beseitigen gilt. Doch das sind die Partys, von denen auch noch in zwei Jahren gesprochen wird. Die, die entstehen, wenn Kälte und Langeweile die Menschen in der Stadt zusammenpfercht und zwingt, etwas Eigenes auf die Beine zu stellen. Was man bei einer WG-Party bekommt, weiß man im Gegensatz zu zahlungspflichtigen Veranstaltungen nie, doch sie haben das Potenzial, sich mit dem Publikum zu entwickeln. Sie ist genauso scheiße und langweilig wie alle Anwesenden. Oder eben wild, gefährlich, lustig und unvergesslich.

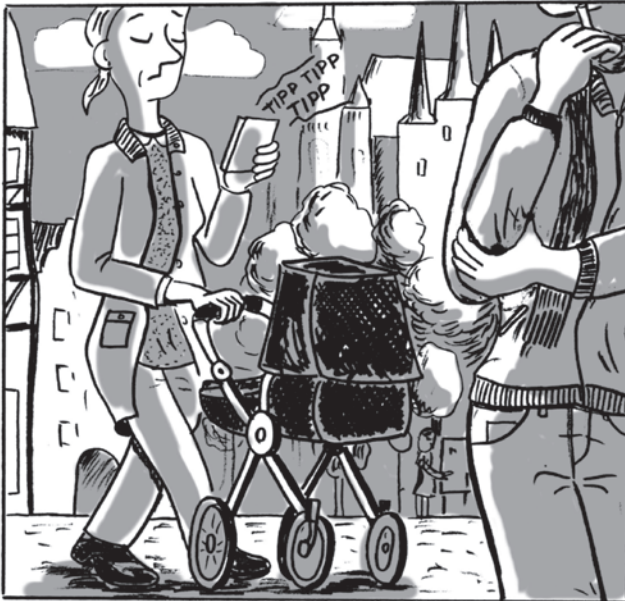
Am Wochenende finde ich mich auf einer dieser WG-Partys wieder. In einer mit Folie ausgelegten Wohnung wird ein Geburtstag unter dem Motto »Breaking Bad« gefeiert, Gäste sind nur wenige aufgetaucht. Die Leute sitzen auf der Couch, die Musik ist weder laut noch leise genug, um sich zwischen Sitz- oder Tanzveranstaltung entscheiden zu können. Unermüdlich werden Shots in Reagenzgläsern verteilt und mit steigendem Alkoholpegel verbessert sich auch die Stimmung. Irgendwann erbarmt sich jemand, Youtube-DJ zu spielen, dreht die Lautstärke auf und die Leute beginnen, sich zu bewegen. Dabei spricht ein Gast erstmals ausgesprochen positiv über Erfurt. Wenn er

an einem Ort seiner Wahl feiern könne, würde er sich dahin wünschen, wo er die meisten und besten Erfahrungen gemacht habe. Unsere Stadt. Die besten Partys zum Tanzen haben hier stattgefunden, und wenn er eine gute Zeit haben wolle, müsse es eben nicht immer Berlin oder Leipzig sein. Auch wenn er in Verbindung mit der Hauptstadt fast schon von einer Partygarantie spricht, die hier in Erfurt eben nicht gegeben sei. Da müsse nach Meinung des 24-jährigen noch mehr Bandbreite her, doch auf einen weiteren Club, der Techno oder House spielt, könne er verzichten. Abschließend kommt er zu der Erkenntnis, dass man überall gut feiern könne, wenn die richtigen Faktoren zusammenkämen. So so. Offenbar fehlen der WG-Party, auf der wir uns befinden, ein paar davon. Sie ist übersichtlich und gegen sieben zu Ende. Vielleicht hatte ich nicht die Nacht meines Lebens, aber ich habe sie mit Freunden verbracht.

Seit ich vor ein paar Jahren hierher gezogen bin, höre ich immer wieder dieselben Phrasen und inzwischen gehen sie mir so auf die Nerven, dass ich sie selber nicht mehr aussprechen mag. Dass in Erfurt nichts los sei und wir in einem großen Dorf leben. Doch sind die Gelegenheiten, etwas Neues zu erfahren, hier wirklich so dünn gesät? Wir können es nicht allein auf die Veranstaltungsorte schieben, wenn wir uns langweilen. Auch wenn es immer einfacher ist, zu flüchten und die Umwelt für den eigenen Spaß Sorge tragen zu lassen. Wir sollten unsere Wohnzimmer ausräumen und das schaffen, was wir hier vermissen. Vielleicht ist es genau das, was Erfurt fehlt, eine starke subkulturelle Szene. In einem Dorf, in dem jeder jeden kennt, sollte das nicht so schwer sein. Mein Mitbewohner hat zu diesem Thema ebenfalls einen weisen Satz in petto: Es kommt nicht darauf an, wo du bist, sondern was du machst! /// **Maria Hutmacher**



Foto: Tim Pathe



Fünf Fragen an:

Noah

Herr Noah, Sie sind ja vor allem durch ein Großprojekt zu einiger Berühmtheit gelangt: die Arche. Wie sind Sie denn auf diese Idee gekommen?

Um ehrlich zu sein, das war gar nicht meine Idee. Das war die Idee meiner Frau. Der stand doch das Wasser auch vor der Sintflut schon bis zum Hals. Erstmal die drei Kinder, dazu der Haushalt, und ich war nun auch nicht der einfachste Charakter in meiner Sturm-und-Drang-Zeit. Ich habe mich seinerzeit im Grunde eigentlich nur um meinen Weinberg gekümmert und dann auch ganz gern schonmal ein, zwei Flaschen über den Durst getrunken. Meine Frau hat dann irgendwann angefangen, sich hinten im Schuppen ein Boot zusammenzuzimmern. Wir haben hinterher nie darüber gesprochen, was sie eigentlich damit vorhatte. Aber als die Sintflut kam, haben wir das einfach genommen. Alles andere wäre ja auch völliger Irrsinn gewesen.

Ah ja, interessant. Aber eigentlich waren Sie doch vor allem wegen Ihrer Frömmigkeit auserwählt worden. Wie passt das zusammen?

Ach ja, das hab ich auch gelesen. Man sollte das aber nicht alles für bare Münze nehmen, wirklich nicht. Da hat einer was gehört und hat es einem weitererzählt. Der erzählt es dem nächsten, und irgendwer schreibt irgendwann was auf und ein anderer was dazu. Und alle haben sich was dabei gedacht. Persönlich gekannt hat mich keiner von den Burschen. Das ist heute auch nicht anders als damals. Oder glauben Sie etwa alles, was in der Zeitung steht? Kurzum: Aus meiner Sicht war das also ein reiner Zufall. Ich war einfach zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Und eigentlich hat das eine mit dem anderen nichts zu tun.

Wie dem auch sei. Sie sind mit der Arche in See gestochen. Hatten Sie da ein Paar Schwalben dabei?

Puh, daran kann ich mich gar nicht mehr genau erinnern, da war so ein Gewimmel auf dem Kahn. Und ich hab ja praktisch die ganz Fahrt über nur gekotzt, wegen des Gestanks und wegen des Seegangs. Das können Sie sich wahrscheinlich gar nicht vorstellen, das waren ja Wellen, so was wird heute überhaupt nicht mehr hergestellt. Also, beim besten Willen, ich weiß es nicht mehr.



Mhm, das scheint mir jetzt aber keine ganz unwichtige Frage. Gegebenenfalls würde das doch Ihren Chef beziehungsweise seine Interpreten schließlich ganz schön in Schwierigkeiten bringen. Oder etwa nicht?

Nein, nicht unbedingt. Das eine schließt das andere nicht aus und der Rahmen ist so oder so vorgegeben, ganz egal, von welcher Seite oder mit welcher Brille man ihn betrachtet. Grundsätzlich, da muss man sich die ersten Tage nur mal richtig anschauen, sehe ich da auf elementarer Ebene durchaus mehr als nur eine Parallele. Und das ist doch das eigentlich Bemerkenswerte! Also, Schwalbe hin, Schwalbe her, ich sehe das ganz entspannt. Es wurde und wird in dieser Hinsicht natürlich viel Humbug erzählt, heute vielleicht noch mehr als zu meiner Zeit. Aber da kann ich nur an den gesunden Menschenverstand appellieren, auch wenn das manchmal schiefgeht.

Religionstechnisch gesehen sind Sie ja ein richtiger Popstar. Es gibt kaum eine Heilige Schrift, in der Sie nicht wenigstens am Rande erwähnt werden. Trotzdem scheinen Sie sehr bodenständig geblieben zu sein. Wie machen Sie das?

Ist das so?

Ja, das ist jedenfalls mein Eindruck ...

Mhm, na ja, ich bemühe mich halt einfach, den Ball flach zu halten. Und der richtig große Erfolg kam bei mir ja auch erst post mortem. Da sieht man das alles ein wenig gelassener. /// Interview: Ruth Maria Strangel

Bis zur Kommode mache ich alles

Henry Thomas arbeitet unter dem Label »the art of Schränkchen« ausrangierte Möbel zu feinen Unikaten um. Dabei ist nicht nur das richtige Holz wichtig, sondern auch der Gedanke, dem pausenlosen Wegwerfen etwas entgegenzusetzen

Ein schwedisches Möbelhaus richtet seit Jahren die Wohnungen ganzer Generationen ein. Dein Slogan dagegen ist: »Alles, nur kein Mainstream!« Wann hast du dein letztes IKEA-Möbelstück in Bearbeitung gehabt?

In Bearbeitung hatte ich noch gar keins. Aber ich kaufe dort manchmal etwas. Mein Werkstattregal zum Beispiel ist sehr praktisch. Zum Aufarbeiten sind IKEA-Produkte eher ungeeignet, weil die Qualität des Holzes einfach nicht gut ist. Die Möbelstücke aus den 60er und 70er Jahren sind da trotz Spanplatte viel besser furniert, so dass man sie gut bearbeiten und etwas daraus machen kann. Aber Vollholz ist immer am besten. Man kann fräsen und aussägen.

Heutzutage landen die meisten Möbel nach ein paar Jahren in der Sperrmüllpresse. Du bewahrst das eine oder andere Stück davor. Wie wichtig ist dir der Gedanke der Nachhaltigkeit in deiner Arbeit?

Das ist schon ein wesentlicher Bestandteil. Als ich nach Erfurt gezogen bin, sind mir die ganzen Sperrmüllhaufen mit den vielen Möbelstücken aufgefallen. Da wurden richtige Schmuckstücke weggeworfen, aus denen man noch etwas hätte machen können. Daraus entstand die Idee von »the art of Schränkchen«. Ich will damit dem pausenlosen Wegwerfen schon etwas entgegensetzen. Abgesehen von dem Recyclinghintergrund stehe ich auch auf die Ideen von Art déco, den Wiener Werkstätten oder dem Bauhaus. Hier war die Möbelkunst am ausgeprägtesten und es entstanden Kunstwerke, die trotzdem einen hohen Gebrauchswert hatten. Daran orientiere ich mich oft bei der Neugestaltung der Möbel. Grundsätzlich bearbeite ich allerdings nur Möbelstücke, die entsorgt werden sollen – an Antiquitäten traue ich mich nicht ran.

Siehst du dich dann eher als Künstler oder als Handwerker?

Beides ein bisschen. Ich bin Handwerker mit künstlerischen Einflüssen. Ich mache das, was mir einfällt, und versuche das an den Mann oder die Frau zu bringen. Und ich bin Autodidakt und probiere herum. Beim Aufarbeiten von Möbeln muss man allerdings schon überlegen, wie man die Verbindungen schafft oder welche Teile zugefügt werden müssen. Das hat schon sehr viel mit Konstruktion zu tun, weil das Möbelstück ja auch funktionieren soll.

Wo endet für dich das Schränkchen und wo beginnt der Schrank? Oder anders gefragt: Gehst du auch an den alten Kleiderschrank von Oma ran?

Bis zur Kommode mache ich alles. Größere Sachen würde ich auch gerne machen, aber dafür ist meine Werkstatt zu klein. Neben den Schränkchen arbeite ich aber auch Lampen, Garderoben oder Schlüsselbretter um.

Du veranstaltest auch Aufmöbel-Workshops. Wer kommt dahin und was macht ihr da?

In erster Linie sind sie für Schüler konzipiert. Ich bin über das Kulturagenten-Programm an vielen Regelschulen unterwegs, von Klasse 5 bis 9. Die Schüler bringen ausrangierte Möbelstücke von zuhause mit in die Schule. Und die werden dann im Rahmen einer Projektwoche mit Hilfe verschiedener Materialien, wie Farben, Zeitungen, Fotos oder Fliesen, umgearbeitet. Schüler sind ja durch den Unterricht in ihrer Kreativität oft ziemlich eingeschränkt. Wenn sie es schaffen, da herauszukommen und schöpferisch tätig zu werden, entstehen oft auch ziemlich gute Sachen. Es sind dort auch schon Skulpturen aus Altmöbeln entstanden, die dann auf dem Schulhof installiert wurden. Seit 2010 arbeite ich auch mit dem Stöberhaus zusammen, wo es auch Workshops für Erwachsene gibt. Oft trauen sich die Leute erstmal gar nicht, zu sägen oder zu bohren. Ich versuche dann zu vermitteln, dass man, indem man es probiert, auch schnell lernen und dadurch auch ein Stückchen Unabhängigkeit gewinnen kann.

Deine Werkstatt ist in der »Zuckerdose« in der Allerheiligenstraße. Kann man dir beim Aufmöbeln auch zugucken?

Klar, das ist der Plan. Man kann von der Straße aus bis in meine Werkstatt schauen oder mir drin bei einem Kaffee zusehen. Es kann auch jeder mit einem alten Möbelstück zu mir kommen, um es umarbeiten zu lassen. Oder man sucht sich hier in der Werkstatt ein unbearbeitetes Schränkchen aus. Die Auftragssachen machen inzwischen schon 60 bis 70 Prozent meiner Arbeit aus. Das ist spannend, weil die Kunden ganz eigene Ideen einbringen, auf die ich gar nicht gekommen wäre. Ich mache dann Entwürfe daraus, die dann wieder abgestimmt und umgesetzt werden.

/// Interview: Thomas Putz // Foto: Boris Hajduković

www.theartofschraenkchen.de





Stadtschreiberin gefunden!

Die Leipzigerin Katharina Bendixen wird Erfurter Stadtschreiberin 2014 und im kommenden Jahr die literarische und kulturelle Landschaft der Landeshauptstadt bereichern. Die Schriftstellerin setzte sich unter knapp 80 Bewerberinnen und Bewerbern durch. Der Stadtschreiberpreis wird seit 2002 in einem dreijährigem Rhythmus vergeben. Neben einer kostenfreien Wohnung für die Zeit des Stipendiums, erhält die Stadtschreiberin ein monatliches Stipendium in Höhe von 1250 Euro.

Katharina Bendixen wurde 1981 in Leipzig geboren, studierte Buchwissenschaft und Hispanistik in Leipzig und Alicante (Spanien) und lebt zur Zeit als freie Schriftstellerin, Übersetzerin und Redakteurin der Literaturzeitschrift »poet« in ihrer Heimatstadt.

Es ist nicht die erste Auszeichnung für die Autorin. Unter anderem war sie bereits Stipendiatin im Künstlerdorf Schöppingen (2008) und der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen (2010). 2009 erhielt sie den Wiener Werkstattpreis und 2013 war sie Stipendiatin der Stadtmühle Willisau in der Schweiz. Vor ihrer Zeit in Erfurt wird sie ein Stipendium in Budapest wahrnehmen.

Katharina Bendixen hat bereits zwei Erzählungsbände veröffentlicht und zahlreich in Literaturzeitschriften und Magazinen publiziert.

Foto: Stadtverwaltung Erfurt, J. Ludwig



Kunst im erweiterten Schaufenster

Dort, wo sich in Erfurt ein internationales, soziales Leben etabliert hat, mit eigenen Läden und einer Moschee, im Bahnhofsviertel, in der Trommsdorffstraße, eröffnete am 14. Dezember die neue Galerie HAMMERSCHMIDT + GLADIGAU. Die Besonderheit: Es ist ein erweitertes Schaufenster, wodurch die Ausstellungen 24 Stunden am Tag gesehen werden können.

Hammerschmidt + Gladigau bestehen aus Monique Förster und Dirk Teschner. Nach langjähriger gemeinsamer Arbeit bei der Umsetzung von regelmäßigen Ausstellungen in der Galerie im Kunsthause Erfurt und in temporären Räumen, wie dem alten Innenministerium, entstand die Idee, zeitgenössische Kunst unter einem eigenen Label zu zeigen.

Den Anfang machten in diesem Jahr die Ausstellungen »Braun & Jung«, im Ausstellungsraum »inbox 93« in Leipzig und »Darkness, Baby!« im Schau Fenster in Berlin. Jetzt also auch mit einem eigenen Raum in Erfurt.

Eröffnet wird mit der Ausstellung »Edition 1«. Es wurden 21 befreundete Künstlerinnen und Künstler aus Erfurt, Berlin, Leipzig, Frankfurt am Main und Weimar angefragt. Sie sind jeweils mit einer Arbeit vertreten, die auch als Edition in einer 15er Auflage käuflich zu erwerben ist.

HAMMERSCHMIDT + GLADIGAU, Trommsdorffstraße 15, Erfurt
/// EDITION 1, 14. Dezember 2013 bis 7. Februar 2014, mit Theo Boettger, Benedikt Braun, Laura Bruce, Astrid Busch, DAG, Samantha Font-Sala, Ingo Gerken, Jürgen Grewe, Johannes Heinke, Marc Jung, Dirk Krecker, Peter Lang, Sandra Meisel, Rebecca Michaelis, Erik Niedling, Katja Pudor, Nina Röder, Sophia Schama, Heidi Sill, Alexandra Schumacher, Ronny Szillo



Foto: hEft

Schillerndes Rotlicht

Er wurde mit seinem Buch »Im Stein« für den Deutschen Buchpreis 2013 nominiert. Ein Roman über das älteste Gewerbe. Mit drastischen Bildern, gelungener Schreibe und Einblick in die Welt hinter dem schönen Schein. Wir sprachen mit Clemens Meyer über den Roman, das Schreiben und Pferderennen

Du bist mit »Im Stein« ständig unterwegs. Lesetour durch Deutschland, Österreich. Hast du noch Lust zu lesen.

Ich muss Geld verdienen. Und es ist einfach Teil des Lebensunterhalts. Im Moment das Ausschachten. Man investiert da immer etwas, man will das Buch ja auch gut präsentieren. Aber ich merke danach auch immer, dass es eine Menge Energie braucht.

Seit 2006 schlägst du mit deiner Literatur ein. Wie kommst du mit deinem Erfolg klar? Ist das schwer für dich? Fällt es dir leicht ... wolltest du das so?

Ich wollte Bücher schreiben. Das war alles. Bücher, die ich selbst gerne lesen möchte. Und wenn ein Buch erscheint, weiß ich ja nicht ... es kann ja auch sein, dass es verrissen wird. Und das kommt auch bei jedem Buch vor: Ein, zwei Verrisse hat man immer. Und man weiß nicht genau, was mit dem Buch passiert. In dem Moment, wo ich es schreibe, bin ich damit allein. Und in den Jahren, in denen ich daran arbeite, ist es ein nicht enden wollender Zeitraum. Und dann ist es draußen und es dreht sich alles um dieses Buch und um mich, und dann ist es wieder weg. Es wird natürlich bestehen bleiben, so wie die anderen Bücher auch da sind, gelesen werden, verfilmt oder was immer damit auch gemacht wird. Doch da muss man aufpassen. 2008 war ein Jahr auf der Leipziger Buchmesse (*Anmerkung: Clemens erhielt damals den Preis der Leipziger Buchmesse*), wo man fast durchgedreht wäre, den Boden verloren hatte, weil das einfach alles so schnell ging. Aber jetzt, nach dem vierten Buch, kann ich damit auch umgehen, merkt man, dass man ein paar Jahre damit verbracht hat, als Schriftsteller. Jetzt macht mich das alles nicht mehr so verrückt.

Im Buch spiegelt sich eine absurde Gesellschaft, ein düsteres Bild unserer Zeit. Bekommt man da irgendwelche Ängste beim Schreiben?

Irgendwie erschreckt mich gar nichts mehr. Ich sehe das eher gefühllos. Also auch nicht wirklich, weil in Literatur ja auch viel Gefühlsbewegung stattfindet. Aber zunächst muss ich mich erst einmal zynisch und kalt mit den Themen auseinandersetzen. Aber Angst macht es mir eigentlich nicht. Es könnte eh alles noch viel schlimmer kommen, da bin ich Nihilist. Die einzige richtige Angst entsteht aus dem Arbeitsprozess heraus: Dass man denkt, das klappt nicht, die Figuren sind scheiße und so weiter.

Schaffst du dir ein gewisses Umfeld zum Schreiben? Oder wie schafft man es eigentlich, ständig die Atmosphäre im Text, über 500 Seiten, düster und dunkel zu halten, ohne selbst durchzudrehen?

Bei manchen Kapiteln war es auch für mich unangenehm. Das Schreiben an sich ist dann manchmal auch eine einzige Qual, weil es nicht vorangeht, lange dauert. Das meiste schreibe ich nachts, wenn Ruhe und Dunkelheit herrschen. Da muss man eben rein, und sich konzentrieren. Und man kommt auch an Punkte, wo man merkt, dass es gar nichts wird, der ganze Text. Man kann es fassen und fühlen, es ist 3D geworden. Die Sprache macht alles lebendig. Es nimmt Gestalt an, ein Bild entsteht. Es wird organisch. Und dann gibt es Kapitel, durch die man sich ewig hindurch quälen muss. Immer wieder anfangen, immer wieder verwerfen. Aber irgendwann ist man drin, ein Teil des Orkans, muss nur noch alles bewegen und arrangieren. Und weiter machen, bis es fertig ist, ohne aufzuhören.

Du spielst ja auch Dozent am Literaturinstitut. Hast du vielleicht einen einzigen Tipp für Nachwuchsautoren?

Schwer zu sagen. Sich reinbeißen, in den Stoff reinbewegen, ist vielleicht ein guter. Vieles habe ich auch einfach probiert, bevor ich es dann kompliziert gemacht habe. Man muss Geduld haben. Aber so einen einzigen Tipp zu geben, ist schwierig.

Ist ja auch nur so eine Standardfrage ...

Nö, ist es eigentlich nicht, sonst hätte ich jetzt eine Antwort gehabt. Aber sich immer und immer wieder mit einem Text zu beschäftigen, ist wahrscheinlich das Wichtigste. Bis man irgendwann merkt, dass er vielleicht fertig sein könnte. Aber selbst dann ist er es ja noch nicht. Das merk ich ja auch immer wieder im Lektorat.

Wie lange hat deine Lektorin eigentlich gebraucht, um die ganzen Fakten, das Szenewissen von »Im Stein« zu überprüfen?

Was geprüft wurde, sind ein paar Jahreszahlen und Namen. Beim Rest muss sich der Verlag auf mich verlassen. Neulich habe ich eine Mülltonne Bücher und Zettel aus der Recherche entsorgt.



Im Vorfeld guckt man ja mal, was die Kollegen dich schon alles gefragt haben. Und man stößt mitunter immer noch auf die gleichen Fragen aus Jugendtagen: Herr Meyer, wo tragen Sie denn Tattoos? Wie war es in der Jugendstrafanstalt?

Darauf antworte ich nicht mehr.

Hast du aus der Leipziger Literaturszene ein paar Tipps bezüglich Nachwuchsautoren?

Es gibt auch in Hildesheim gute Leute. Aber ich muss mich selber erst einmal wieder reinfinden. Ich bekomme was mit, wenn ich beim MDR-Literaturpreis in der Jury sitze, seit vier Jahren. Da sind immer mal ein paar gute Sachen dabei. Aber im Privaten ziehe ich mich eher zurück.

Und wo siehst du dich privat im Jahr 2025?

Die Zeit rennt, bis dahin. Ich habe ein Romanprojekt, zu dem ich mir jetzt schon immer Notizen mache, viel recherchieren, unter anderem Kroatisch lernen muss.

Ach nee, oder?

Ein paar Fetzen kann ich schon. Muss das aber noch ausbauen. Stoff habe ich genug, ich hoffe, dass ich ihn bewältigen kann. Das Projekt möchte ich in den nächsten fünf Jahren veröffentlichen haben.

Vorschuss schon bekommen?

Nein. Verhandelt wurde schon. Aber bei »Im Stein« hatte ich auch keinen. Da konnte ich auch so lange arbeiten, wie ich wollte. Ein Vertrag ohne Datum ist auch nicht mehr alltäglich heute. Man setzt mich nicht unter Druck, und das ist gut so, ich setzte mich schon selbst genug unter Druck.

Eigentlich wollte ich dich noch fragen, ob du wirklich deinen Vorschuss für Pferdewetten ausgegeben hast, aber kommen wir zur letzten Fra...

Was, ich? Für Pferdewetten?

Heißt es.

Nee, nicht den Vorschuss, aber einfach mein Geld. Ich geh regelmäßig zum Pferderennen. Aber nicht im großen Stil. Mal fünfzig Euro oder so. Die gewinnt man auch. Ich mag den Sport. Dass Mensch und Pferd Wettkämpfe miteinander austragen, das interessiert mich. Auch die Dynamik des Sports, eine eigene Welt. Leute, die auf Pferden reiten, das ist anachronistisch.

Zum Schluss: Ein Großteil des Buches »Im Stein« ist surrealistisch aufgebaut, mythologisch. Hast du, bevor du mit dem Schreiben begonnen hast, noch über eine andere Möglichkeit nachgedacht, den Stoff rüberzubringen?

Es kommen auch Kapitel vor, die in dokumentarischer Form sind, wie ein Interview, welche dann aber von surrealistischen Einschüben unterbrochen werden, und es war für mich vom ersten Kapitel an klar, dass es diesen Mix geben muss. Ganz am Anfang wollte ich noch Stimmen von Frauen nebeneinander stellen. Dann habe ich gemerkt, das reicht nicht. Ich muss noch viel mehr machen, in der Gesamtheit muss das 3D werden. Und ich wusste, dass es nur in der Montage funktionieren kann, indem man das aufbricht.

Auch aufgrund der Härte stellenweise?

Ja, auch. Aber auch, weil ich mir gesagt habe: Wenn das mehr erzählen kann und soll, als eine Milieustudie über unsere Zeit, über Leben und Streben, über Liebe und Tod, über die großen Themen, dann musst du mehr machen. Die Figuren als griechische Tragödienhelden inszenieren. Chronik und Mythos müssen Hand in Hand gehen. Und irgendwann wusste ich, das muss eine große schillernde Blase werden.

Danke für das Gespräch. /// Interview: Ronny Ritze



Foto: Privat

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Von dummen Vögeln, Schwalben und Adlern

Hüttensänger, Kanarienvögel, Krähen, Tauben, Adler, Falken, Elstern, Stockenten, Eulen, Papageien, Rotkehlchen, Möwen, Singdrosseln, Störche, Schwalben, Mauersegler, Schwäne und Spechte, alles Vögel die in europäischen Fußballklubs eine besondere Rolle spielen. Dabei ist der Adler der mit Abstand beliebteste Vogel. So beliebt, dass manche Klubs vor ihren Heimspielen ihn eine Runde im Stadion fliegen lassen. Bei Lazio Rom ist es Adler Olimpia und bei Eintracht Frankfurt Adler Attila – nicht zu wechseln mit Bodo Ramelow's Fifi.

Übrigens, laut britischen Forschern der Universität Bristol verhalten sich einige Vögel wie Fußballfans. So muntern sich südafrikanische Baumhopfe genauso wie Fußballanhänger mit Schlachtengesängen auf und trösteten sich bei Niederlagen. Allerdings tun sie letzteres nicht in der Kneipe, und Alkohol ist wohl auch nicht mit im Spiel. Vielmehr putzen sie sich, um sich für weitere Kämpfe an einem anderen Tag zu stärken. Die Beobachtungen zeigten, dass der Anteil der putzenden Baumhopfe in den Gruppen am größten ist, die das stürmischste und konfliktreichste Verhältnis zu ihren Nachbargruppen hatten. Kommt es dann zum Derby, geben sich die rivalisierenden Vogelgruppen oft ohrenbetäubenden Gesängen hin, ähnlich denen grölender Fußballfans. Darüber hinaus scheinen die Baumhopfe ganz pfiffige Vögel zu sein, was auf die Fans des FC Rot-Weiß Erfurt nur bedingt zutrifft.

Den Beweis dafür lieferten kürzlich zwei ganz besondere Exemplare. Als jene beiden Vögel über die, zugegebenermaßen nicht vorhandenen, Stürmerqualitäten von Mijo Tunjic sinnierten, bemerkte der fettere von beiden, dass ihn das nicht verwundern würde. Was könne man denn schon von einem Stürmer aus Ungarn erwarten, schließlich gäbe es da doch keine guten Fußballmannschaften. Nach einer kleinen Denkpause gab der andere, nicht

weniger blöde Vogel lauthals seine Antwort zum Besten: »Na, außer Sofia fällt mir da jetzt auch keine Mannschaft ein«. Tadadaaadaa, herrlich, dass der Mijo aus Bosnien-Herzegovina kommt, war den beiden, mit allerlei Fanutensilien eingekleideten und »eingefleischten« Fans dabei völlig entgangen. Es ist eben nicht jeder ein schlaues Köpfchen.

Eine besondere Gattung, oder besser, einen biologisch interessanten Transformationsprozess hingegen findet man immer häufiger auf dem Fußballplatz selbst. Je näher der Strafraum kommt, desto anfälliger werden einige Spieler für diesen Prozess. Freistoß, Elfmeter oder gar eine rote Karte für den Gegner sind das Motiv dieses Vorgangs. Dabei lässt sich der Spieler mit weit nach vorn ausgebreiteten Armen und leicht gespreizten Beinen ganz ohne Fremdeinwirkung fallen, während er bis zum Aufprall, vom Schiedsrichter meist völlig unbemerkt, sich mehr und mehr in eine Schwalbe verwandelt. In Perfektion ist diese Veränderung beinahe nicht mehr zu entlarven und eine hohe Kunst. Erfurt hatte vor einiger Zeit auch so einen Verwandlungskünstler: Elfmeter-Schinder Martin Hauswald, eine echte RWE-Schwalbe.

Gänzlich anders verlief da der Fall des Thüringer Wirtschaftsministers Machnig, eine Art Neuinterpretation des sterbenden Schwans, inklusive Auferstehung in Berlin. Vielleicht kommt er ja zur Einweihung der neuen Erfurter Multifunktionsarena vorbei. Thuringia – where future has tradition.

Ansonsten entpuppt sich der RWE derzeit als echte Überfliegermannschaft. Zuletzt neun Siege, 30 Tore, Tabellenplatz drei – auch für Thüringens Ministerpräsidentin Lieberknecht gibt es keinen Zweifel: »Thüringen ist ein Land der guten Botschaften«, sagt sie. Aber nicht vergessen, ein Hauswald macht noch keinen Sommer. /// Stefan Werner

Unerhört?!

Rudolstadt, Schmalkalden, Greiz. Live-Hörspiel, Kurzfilm, Kulturwanderung. Auch wenn das Wasser hier und da einen Strich durch die Rechnung machte oder zum Umdisponieren zwang – ein ganzes Jahr lang feierte die LAG Soziokultur Thüringen ihr 20jähriges Bestehen. Dazu kamen eine Fachtagung zur Soziokultur in Thüringen, eine Podiumsdiskussion und der »kulturLEERgang« in Erfurt durch Malzwerk, Alte Stadtwirtschaft und ähnliche, unter soziokulturellem Blickwinkel interessante Gebäude. Seit zwei Jahrzehnten also setzt sich die LAG Soziokultur in Thüringen auf diese oder andere Weise als Dach- und Fachverband für die fachlichen und kulturpolitischen Interessen ihrer Mitglieder aus dem Bereich der Soziokultur und der freien Kulturszene ein. Und das offensichtlich mit großem Erfolg, denn mit 68 Mitgliedern ist die LAG Soziokultur Thüringen bundesweit einer der stärksten Landesverbände.

Zum Abschluss kam das Jubiläumsjahr Mitte November mit großer Sause in der Alten Salinenschule in Erfurt. Dort wurde dann auch der diesjährige KulturRiese gekürt. Zufällig, aber praktischerweise, wohnte der gleich um die Ecke im Klanggerüst. Der Verein, der sich seit mehr als sechs Jahren ehrenamtlich für die Förderung junger Künstlerinnen und Künstler vor allem im Erfurter Norden einsetzt, wurde für sein Engagement als herausragendes Beispiel soziokultureller Praxis ausgezeichnet.



Eröffnet wurde gleichzeitig die Wanderausstellung »Kultur braucht Liebe«, ein hübsches »kleines« Geschenk, das sich die LAG selbst zum Zwanzigsten überreicht hat. Gemeinsam mit dem Erfurter Fotografen Paul-Ruben Mundthal wurden zwanzig soziokulturelle Akteurinnen und Akteure aus Thüringen an ihren Wirkungsstätten besucht und fotografiert. Bei den Portraitierten handelt es sich um Menschen, die die Soziokultur in Thüringen begründet und aufgebaut, gefördert und beratend begleitet haben, die diese, heute oder damals, tagtäglich gestalteten und noch gestalten, vor und hinter den Kulissen. Jedes Portrait wurde auf eine große, robuste Plane gedruckt. Die gesamte Ausstellung wandert seit Dezember durch ganz Thüringen. Der erste Ausstellungsort ist seit dem 8. Dezember 2013 das Kulturzentrum Mon ami in Weimar. /// nu

.....
www.sociokultur-thueringen.de

(1) KulturRiese 2013: Klanggerüst e.V. Erfurt // (2) Wanderausstellung Kultur braucht Liebe // (3) Abschlussveranstaltung Meine Kultur 2013
 Fotos: Alexander Manhardt





Unterhalb von Leipzig

hEFt stellt in loser Folge eine Thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt–Weimar–Jena vor und befragt ihre soziokulturellen Akteure, wie es sich dort lebt und arbeitet. Diesmal verschlug es uns tief in den Osten nach Altenburg. Dort klingt zwar alles schon sehr sächsisch, ist aber noch thüringisch. Was es neben Skat, Senf und Bier noch in Altenburg zu entdecken gibt, darüber sprachen wir mit Isabel Kröber und Nicole Halbauer vom Förderverein Paul-Gustavus-Haus e.V., Gebhard Berger vom Verein Künstler für Altenburg und Ronny Lange vom Barbaren Podogradici e.V.



Man kommt in Altenburg ja kaum um eine solche Frage herum, deshalb stellen wir sie gleich zu Beginn: Wann hattet ihr das letzte Mal einen Grand Ouvert auf der Hand?

Ronny Lange: Letztes Jahr im Dezember.

Gebhard Berger: Ich noch nie, weil ich nämlich kein Skat spiele.

Isabel Kröber: Ich auch nicht.

Nicole Halbauer: Und ich auch nicht.

Gut, dann hätten wir das geklärt und wenden uns umgehend den wichtigen Fragen zu: Gera, Leipzig, Chemnitz, Zwickau, keine dieser Städte liegt mehr als 40 Kilometer von Altenburg entfernt. Ist das aus eurer Sicht eher ein Fluch oder ein Segen für die Stadt?

Gebhard Berger: Also ich denke, die Nähe zu den Oberzentren ist für Altenburg eher ein Fluch. Jetzt haben wir zwar die S-Bahn-Verbindung zwischen Leipzig und Altenburg, aber da ist es sehr fraglich, ob uns das zugute kommt oder ob es nicht eher den wirtschaftlichen Strom noch von Altenburg weg lotst. Das bleibt abzuwarten.

Ronny Lange: Ich sehe das sehr ähnlich und denke auch, dass es eher ein Fluch als ein Segen ist.

Nicole Halbauer: Na ja, mehr Durchreisende gibt's in jedem Fall, das merken wir auch hier bei uns im Gustavus-Haus im Café. Da kommen dann Leute aus Berlin oder woher auch immer, die neugierig sind und mal hier vorbeigucken.

Isabel Kröber: Tja, ob das dann immer gezielt ist, ist eine andere Frage. Das Problem ist vielleicht eher, und das hat weniger mit der Lage zu tun, wenn hier zum Beispiel eine ganz tolle Band spielt, merkt das kaum jemand, weil es ja nicht in Leipzig ist und sich niemand vorstellen kann, dass es das auch hier gibt. Was natürlich der Vorteil ist, wenn größere Städte drumherum sind: Wenn du hier keine Arbeit bekommst, musst du nicht zwangsläufig wegziehen.

Wohin geht denn der Blick von Altenburg aus? Oder anders gefragt: Sind die Altenburger Thüringer oder Sachsen?

Gebhard Berger: Also, sie haben sich schon zu Thüringen bekannt, auch wenn das damals gegen den Volkswillen war, aber wir gehören zu Ostthüringen.

Isabel Kröber: Na ja, sprachlich sind wir wahrscheinlich eher sächsisch als thüringisch, und wenn ich irgendwo zu Besuch bin und gefragt werde, woher ich komme, dann sage ich aus Altenburg, und das liegt unterhalb von Leipzig.

Gebhard Berger: Das stimmt schon, der Blick geht nach Leipzig. **Was hat denn Altenburg neben dem Skatmuseum kulturell noch zu bieten?**

Ronny Lange: Auf den Skat lässt sich das nicht reduzieren. Gerade die Museen, das Schloss und das Theater werden von der Stadt sehr gut vermarktet und gefördert. Da wird schon versucht, mit dem relativ kleinen Budget, das die Stadt für die Kultur zur

Verfügung hat, sehr viel zu machen. Wir haben außerdem einen riesigen Stadtpark mit angrenzendem Wald. Dort gibt's auch eine Skateboard-Bahn, die die Stadt mitfinanziert hat.

Isabel Kröber: Es gibt eine Schwimmhalle, ein Freibad, ein Kino und, wie gesagt, das Theater, viele Dinge, die es in Städten vergleichbarer Größe nicht mehr gibt.

Wie schätzt ihr das kulturelle Angebot für Jugendliche und junge Erwachsene in Altenburg ein?

Isabel Kröber: Da wird's dann schon dünn. Wir haben noch drei Jugendclubs, aber beispielsweise keine Disko, und was Konzerte anbelangt, ist auch nicht mehr viel los. Da hatten wir früher das Kanonenhaus und die Music Hall, aber das existiert beides nicht mehr in der Form.

Nicole Halbauer: Man kann zum Konzert natürlich auch nach Leipzig fahren, das hat auch etwas. Aber es wäre schon schön, wenn so was in Altenburg regelmäßig stattfinden würde.

Isabel Kröber: Es gibt natürlich die JugendTHEaterwelt mit mehreren Theatergruppen und einem Ballett, und das wird, soweit ich weiß, auch gut angenommen. Dazu gibt's auch eine nette Geschichte: Die Alten, also die Ü20, kommen im Sommer immer nach Altenburg zurück und spielen zusammen Sommertheater. Das geht dann über 14 Tage und das finde ich einen sehr schönen Aspekt, dass es da so eine Verbundenheit zur Heimatstadt gibt. Die könnten den Sommer ja auch am Baggersee verbringen. Aber ansonsten bleibst du eben zu Hause oder veranstaltest selber was, und das ist sicher auch einer der Gründe, weshalb wir uns hier gefunden haben. Da besteht auf jeden Fall noch Bedarf. Das merken wir auch, sobald wir hier im Gustavus-Haus was machen, ist die Hütte voll.

Unterstützt die Stadt denn dann solche kleinen Pflänzchen, wenn Leute selber etwas auf die Beine stellen wollen?

Isabel Kröber: Also was uns betrifft, kann ich das mit einem klaren Nein beantworten. Und das wäre vielleicht auch gar nicht so schlimm, wenn wir nicht das Gefühl hätten, dass es uns unnötig schwer gemacht wird. Das betrifft vor allem die Auflagen in Sachen Brandschutz.

Gebhard Berger: Ich hab das ja nicht vollständig mitbekommen, aber ich habe schon hin und wieder das Gefühl, die Stadt könnte gerade Leute, die sich ehrenamtlich engagieren, mehr unterstützen und die bürokratischen Anforderungen herunterschrauben. Aber das ist vielleicht auch eine naive Vorstellung, von Bürokraten zu erwarten, dass sie von ihren Regeln abweichen.

Isabel Kröber: Wir haben es hier mit Verwaltung zu tun. Und wenn das Personen sind, die in ihrem Leben nichts vermissen, wird's natürlich schwierig, denen zu vermitteln, warum so etwas wie hier trotzdem gebraucht wird. Oftmals ist das ja gar keine böse Absicht, sondern mangelndes Verständnis.



Gebhard Berger // Foto: Privat



Ronny Lange // Foto: Privat



Isabelle Kröber (mit Gitarre) und Nicole Halbauer (2.v.r.) // Foto: Privat

Isabel und Nicole, ihr engagiert euch im Förderverein Paul-Gustavus-Haus. Wozu braucht ein Haus denn einen Förderverein? Und wie ist es dazu gekommen?

Isabel Kröber: Die Initiatorin war Maria Kühl, eine ältere Dame hier aus Altenburg, die sich sehr für Denkmäler und überhaupt die Verschönerung der Stadt engagiert. Sie hat dann Leute aus ihrem Pool, von denen sie dachte, die könnte das interessieren, zur Gründung eines Fördervereins eingeladen. Und da gehörte ich mit dazu und so bin ich hinein geraten. Das Haus selber wurde 1905 als Wohn- und Geschäftshaus für den Malzfabrikanten Paul Gustavus gebaut und seit 2001 stand das Gebäude leer. 2009 hat sich der Verein gegründet. Das Haus gehört dem Verein und wurde uns vom Investor, der sich beim Kauf wahrscheinlich mehr davon versprochen hatte, gegen eine Spendenquittung überschrieben. Es liegt sehr zentral und ist, nicht zuletzt durch das Gelände, das wir hinten noch dran haben, ein idealer Ort, um es für soziale oder kulturelle Zwecke zu nutzen. Der Plan ist also nicht, es als Wohnhaus wiederherzurichten, sondern, es soll eine Plattform sein für verschiedene Vereine und Initiativen sein und werden: mit Café, Bibliothek, Nähstube, mit Räumen zum Malen und für Konzerte. Bisher konnten wir damit ja noch nicht so richtig loslegen, aber die Nachfrage ist schon groß.

Das Haus ist theoretisch aber in einem Zustand, in dem man es nutzen könnte?

Isabel Kröber: Von der Bausubstanz her ist das Haus in einem guten Zustand. Unser Problem ist nur, dass es durch den langen Leerstand keine Nutzungsfreigabe mehr gibt. Diese verfällt ja nach vier Jahren, und wenn du dann wieder anfängst, hast du keinen Bestand mehr, sondern musst in Sachen Brandschutz praktisch die Auflagen erfüllen, die für einen Neubau gelten. Und das ist halt mit enormen Kosten verbunden. Da müssen wir hier noch jahrelang Kaffee verkaufen, um wenigstens in die nächste Etage vorzudringen. Und ich weiß eben, in anderen Städten wird das wesentlich unkomplizierter gehandhabt. Da wird vom Bauamt geschaut, ob das soweit in Ordnung ist, und dann wird das wieder als Bestand übernommen. Seit Mitte November haben wir aber immerhin wieder eine Nutzungsfreigabe für das Café. Was da jetzt konkret anders ist als vor einem halben Jahr, weiß ich, ehrlich gesagt, auch nicht.

Wie finanziert sich der Verein?

Isabel Kröber: Wir haben vor kurzem Fördermittel von der Deutschen Stiftung für Denkmalpflege bekommen und auch Mittel vom Land erhalten. Ein großer Teil sind natürlich Eigenleistungen. Und es kommen auch Leute vorbei und packen einfach so mit an, weil sie das Projekt gut finden. Hin und wieder gibt's auch mal eine größere Spende.



Wie ist das mit euch, Ronny, seid ihr hier auch mit dabei?

Ronny Lange: Direkt beteiligt sind wir nicht. Aber dadurch, dass wir uns schon lange kennen, sind wir fast jedes Mal dabei, wenn es was zu tun gibt. Wir nutzen die Räumlichkeiten auch für Vereinstreffen oder Mitgliederversammlungen. Sonst sind wir seit zwanzig Jahren hauptsächlich auf Mittelaltermärkten unterwegs und stellen dort die mittelalterliche Geschichte der Region um Altenburg dar. Speziell interessiert uns das Handwerk. Das geht dann von Kettenhemden schmieden, über Wollspinnerei und Nähen, bis hin zu Holz- und Knochenschnitzerei.

Und woher wisst ihr, wie diese Dinge hergestellt wurden?

Wir besuchen sehr viele Museen, wo solche Dinge ausgestellt sind, die bei archäologischen Ausgrabungen gefunden wurden. Und es gibt auch eine ganze Reihe von Büchern, in denen das sehr genau beschrieben wird.

Ihr widmet euch also vor allem der Handwerkskunst. Und Kunst ist auch ein gutes Stichwort: Gebhard, du bist Sprecher im Verein Künstler für Altenburg.

Gebhard Berger: Ja, das ist relativ schnell erzählt. Ich hatte in einem Haus von mir Büroräume, die ich relativ lange nicht vermieten konnte. Und da dachte ich mir, bevor das leer steht, lass ich das sich lieber als Plattform für Künstler entwickeln. Das heißt, ich habe Künstler angesprochen, ob sie Interesse haben. Es ist jetzt keine klassische Galerie, sondern eher ein Raum, in dem sich Künstler treffen und auch ausstellen können. Inzwischen ist das eine mehr oder weniger feste Gruppe von zehn Künstlern. Jeden Freitag sind die Räume dann auch für die Öffentlichkeit geöffnet und man kann sich die Ausstellungen anschauen.

Wie wird das von den Altenburgern angenommen?

Gebhard Berger: Es wird auf jeden Fall angenommen. Das ist natürlich unterschiedlich, manchmal sind es mehr, manchmal weniger Leute. Es muss auch noch wachsen, uns gibt es ja erst seit einem halben Jahr.

Abschließend noch eine allgemeine Frage: Im Imagefilm über Altenburg heißt es, Altenburg reizt! Was reizt euch an Altenburg?

Gebhard Berger: Altenburg finde ich schon reizend durch die im Krieg kaum zerstörte Bausubstanz. Wir haben hier sehr viel Kultur und dazu kommt noch etwas, was man nicht erklären kann. Ich liebe diese Stadt einfach und das hat sicher positive und negative Aspekte.

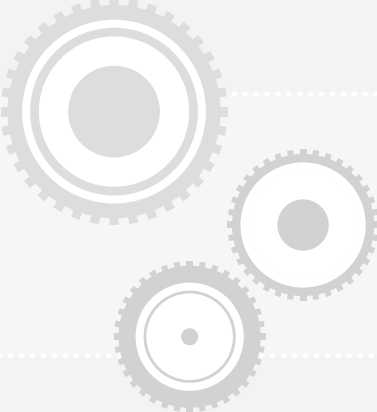
Ronny Lange: Mir geht es ähnlich. Altenburg ist zwar eine Kleinstadt, bietet im Grunde genommen aber alles, was eine Großstadt auch hat, nur ein bisschen kleiner.

Isabel Kröber: Grundsätzlich ist es eben die Heimat, man kennt viele Leute, was natürlich mit sich bringt, und das ist eigentlich das Wichtigste, dass man mitgestalten kann. Wenn ich jetzt nach Leipzig ziehen würde, würde ich wahrscheinlich eine Weile brauchen oder es auch gar nicht schaffen, mir so etwas wie hier aufzubauen. Und das weiß man richtig zu schätzen, wenn man, wie ich, auch einige Jahre nicht hier gelebt hat.

Nicole Halbauer: Ich arbeite in Leipzig und wohne hier. Für mich ist Altenburg ein Rückzugspunkt, mit Leuten, die man kennt, und mit der Familie. Oder, wie Isabel schon gesagt hat: Das ist einfach Heimat.

Vielen Dank für das Gespräch.

/// Interview: Thomas Putz und Alexander Platz




www.gustavushaus-altenburg.de
www.barbarenpodegrodicti.de

Neues aus Rom

Die Stunde aller Sünden

»Ich hab's dem Pfaffen gegeben, und wie! So 'ne Frechheit! Ich werde bald 70 und auf einmal soll es okay sein, Verhütungsmittel zu nehmen, sich scheiden zu lassen oder fremdzugehen? Diese Idioten! Wozu habe ich dann auf das alles in meinem Leben verzichtet? Wozu blieb ich dem Arsch meines Mannes treu, anstatt es mit allen möglichen Drittbeinigen meines Viertel zu treiben? Nun, da klar ist, dass Berlusconi auch in den Himmel muss, sorgt die Kirche auf einmal dafür, dass ihm alle seine Sünden verziehen werden? Alles, worauf ich verzichtet habe? Ich sage es euch: Ich werde mir einen Teufel scheren vor Reumut und Demut, ich werde dem lieben Gott sagen, wohin er mit seinem Zeigefinger muss, falls es dort zumindest ein bisschen feucht und warm geblieben ist!«

Oma Pina hyperventiliert und knallt mehrmals mit dem Regenschirm auf das Dach eines in zweiter Reihe geparkten Autos, das das Überqueren der Straße zu einer lebensgefährlichen Angelegenheit werden lässt. Ihre Nichte Laura wirkt ungeduldig: »Kannst Du bitte aufhören? Du nervst.«

Die alte Frau möchte vor Wut platzen, bekommt aber keine Luft. In diesem Augenblick kommt den beiden Frauen ein Mann entgegen gerannt: »Hören Sie auf, auf mein Auto zu hauen! Sind Sie verrückt?« schreit er, »Mein Gott, können Sie die Straße nicht einfach bei der Ampel überqueren?«

»Wissen Sie, mit wie vielen Männern ich es in meinem Leben getrieben habe? Wissen Sie das?« Der Mann schaut Oma Pina an, dann Laura, und erkennt vielleicht einige gemeinsame Merkmale: »Mit einem? Wow! Sie haben ihn bestimmt im Lotto gewonnen, so charmant, wie Sie sind.« Laura grinst. Der Typ sagt: »Es tut mir aufrichtig leid um ihn. Ist er verstorben?« Das ist der gute Oma Pina einfach zu viel. Schreiend wirft sie sich auf den Mann und knallt mit dem Schirm in sein Gesicht. Die Nase blutet. Ringsherum versammeln sich Menschen, wie aus dem Nichts tauchen zwei Polizisten auf. Sie greifen Oma Pina fest an den Armen und versuchen, sie zu beruhigen. Als sie merkt, dass sie eingeklemmt wurde, fällt sie wie ein Sack zusammen und stöhnt: »Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?« Die Touristen klatzen und schießen Bilder. Es regnet und regnet und regnet.

Später auf dem Polizeirevier verzichtet der Mann darauf, Oma Pina anzuzeigen. Er möchte so schnell wie möglich nach Hause und drückt mehrmals sein Mitleid für die Greisin aus.

Die Räume im Polizeirevier sind voller halbnackter, junger Mädchen. Das ist der neuste Trend in Rom: Minderjährige, die sich in oder vor der Schule prostituieren. Sie sehen alle reich und schön aus, sind alle gut gelaunt. Oma Pina scheint dem Selbstmord nah: »Siehst Du? Sie haben alles, Geld und Bums und schöne Kleider. Seitdem Franzilein Papst ist, darf die Frau alles, was mir untersagt wurde. Mein ganzes Leben war umsonst!«

Ein Priester, weit über 50, ernste Miene, Bibel in der Hand, kommt auf sie zu. Oma Pina greift nach seiner Hand: »Vater, ich brauche Hilfe, ich fühle mich so verloren.« Er lächelt und die beiden verschwinden in seinem Raum. Laura merkt plötzlich, dass sie sich müde, nass und erkältet fühlt. Sie ruft ihren Freund an. Bei dem Regen hat er natürlich keine Lust, durch die Stadt zu fahren, um Laura und Pina abzuholen. Er bietet an, die Taxikosten zu übernehmen. »Oma Pina hat recht. Wir werden weder gestreichelt noch geliebt. Diese Mädchen haben das rechtzeitig genug erkannt.«

In diesem Augenblick hört man aus dem Priesterraum Schreien und Knallen. Die Tür geht auf. Der Priester steht mit offener Hose da und ruft nach Hilfe. Oma Pina, elend, nackt, schreit unaufhörlich. Laura ist entsetzt und schaut sie fragend an: »Hast Du gesehen? Musste es so weit kommen? Als ich jung war, hat der Viertelpriester alle bedient! Alle, ohne Unterschiede! Jungs und Mädels, Mütter und Töchter, Weiße und Schwarze. Was ist aus dieser Kirche geworden, eh? Wie kann es sein, dass gerade dann, wenn ich es endlich brauche, der Papst alles verbietet, was mir Trost war, und nun alles erlaubt, was ich nicht mehr kriegen kann? Ah, ich werde einen Skandal machen, ihr werdet es sehen!« Als die Krankenpfleger kommen, um Oma Pina abzuholen, weint Laura und weiß selbst nicht, ob sie sauer auf sie ist, oder sie für eine Heldin hält. Oma Pina schreit wieder: »Das sind die Kommunisten, wieder diese verdammten Kommunisten! Wo sind die guten, alten Faschisten wie Berlusconi geblieben? Muss man heute Deutsch sprechen, um zu einem Bistum zu gelangen, wo Luxus und Protz ankündigen, dass die Zeit des heiligen Bungabunga gekommen ist? Warum hat der Papst auch diese letzte Bastion des Glaubens vernichtet? Ich werde so lange schreien, bis der liebe Gott mich erhört und alle diese Arschpriester zu Asche verwandelt!« /// **Paolo Fusi**



Deutscher Herbst

Aufnahmen aus der Kleingartensiedlung »Hoffnung-West 1926« e.V.
in Leipzig-Lindenau von Björn Schorr.

Der Herbst ist längst Geschichte, die letzten Sonnenstrahlen scheinen durch die Eisblumen am Fenster. Alle Wasserleitungen sind zu gefroren und leise fällt die letzte Tür ins Schloss. Es ist Zeit, weiter zu ziehen, in der Hoffnung, dass das Frühjahr uns wieder mit Wärme durchdringt und den Herbst vergessen lässt.

Björn Schorr ist Mitherausgeber des HANT-Magazins für Fotografie, das sich im Herbst 2012 in Erfurt gegründet hat. Er ist kein Anhänger des Winters, aber ein Freund des kritischen gesellschaftlichen Diskurses und der kulturellen Partizipation.

Kontakt: www.hant-magazin.de, bjoern@hant-magazin.de









Kleine Schwalbologie für Einsteiger

Von Peter Lauensteiner

Beim Nachsinnen anlässlich des aktuellen hEFt-Themas darüber, was es mit dem Begriff der Schwalbe und seiner Relevanz für Natur und Technik auf sich hat, fällt wieder einmal auf, dass der Mensch, die faule Sau, das kreative Potential seiner Sprache nicht annähernd nutzt. So könnte man doch für neue Phänomene entzückende und charmante Wörter kreieren, aber anstatt die zu bezeichnenden Dinge beispielsweise Dulbo, Köbritz oder Schnilf zu nennen, wird wieder einmal auf längst vergebene Begriffe aus der Tierwelt zurückgegriffen. Schwalbe zum Beispiel. Wie langweilig!

Beginnen wir unsere Betrachtung bei den gefiederten Freunden. Schwalben gehören zur Ordnung der Sperlingsvögel, Unterordnung Singvögel, und kommen in Mitteleuropa als Rauch-, Mehl-, Ufer- und Felsenschwalbe vor. Bordsteinschwalben gibt es auch, aber gehören nicht dazu. Zu ihrem Nestbau- und Brutverhalten ist vor allem wissenswert, dass man unterhalb ihrer Nester weder Erdbeeren pflanzen noch längere Zeit sein Fahrrad abstellen sollte, gleichwohl sind sie in menschlicher Gesellschaft beliebt, da sie eifrige Insektenvertilger sind. Volksmund und Trivialmeteorologie berufen sich auf sie, wenn sie feststellen, dass eine von ihnen noch keinen Sommer mache und ihre Tiefflugübungen von herannahendem Regen künden.

Seeschwalben haben ungeachtet der Namensverwandtschaft mit den Schwalben nichts zu schaffen, sie bilden eine Familie unter den Regenpfeiferartigen, oder auch Wat- und Möwenvögeln.

Ebenfalls ein Vogel ist die Thüringer Schwalbe, die aber keine Schwalbe ist, sondern eine in Thüringen gezüchtete Farbentaube. Der Schwalbenschwanz hingegen fliegt auch, ist aber ein Schmetterling, dessen Flügelenden mit einiger Fantasie oder wahlweise nach mehreren Bieren an den Schwanz nämlich des Vogels erinnern.

Den nächsten Verwandten aus Menschenhand stellt die Jägerversion des Kampfflugzeugs Me 262 A-1a aus dem Hause Messerschmidt dar. Obwohl als erstes Flugzeug mit Strahltriebwerken technisch wegweisend, vermochte diese Schwalbe bis Frühjahr 1945 nichts mehr von Schickelgrubers Endsiegeplänen zu retten.

Unter allen Dingen, die als Schwalbe es außerhalb der Vogelwelt zu einer gewissen Bekanntheit gebracht haben, ist ein Moped aus ostzonaler Produktion erwähnenswert: ein Kleinkraftrad der Marke Simson, hergestellt im VEB Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk »Ernst Thälmann« in Suhl. Ab 1964 zunächst unter der Werksbezeichnung KR 51 und später in verschiedenen Varianten hergestellt, lief die Produktion bis 1986; die Schwalbe war in zeittypisch attraktiven Farben erhältlich und erfreute sich beim Publikum aufgrund ihrer Robustheit und Reparierbarkeit einiger Beliebtheit. Aufgrund dieser Eigenschaft ist die Schwalbe noch oft im Straßenbild anzutreffen, während ein bereits für 2011 als e-Schwalbe angekündigtes Elektro-Moped noch auf sich warten lässt.

Weiters wird der Vogel an anderer Stelle namensgebend für rollendes Material herangezogen, und zwar in Form des Fahrradreifens der Marke Schwalbe. Nun ist es zwar Schleichwerbung, dergleichen zu erwähnen, wer aber im Leben von solchen Widrigkeiten wie plattierter Räder nicht behelligt werden möchte, weiß dieses Produkt zu schätzen.

Bleiben wir einen Augenblick bei Fahrzeugen in schwimmender Form. Stellvertretend hierfür sei der Kreuzer SMS Schwalbe genannt, der 1887 in der Kaiserlichen Werft Wilhelmshaven zu Wasser gelassen wurde und sich etliche Jahre vornehmlich in dem Gewässer vor Ostafrika herumtrieb. Und schließlich, wo wir schon mal beim Wasser sind: ein Fluss in Ostpreußen hieß einst ebenfalls Schwalbe. Bevor sich unsere schwalbologische Betrachtung in Bereichen verliert, deren Bezug zur Vogelwelt nur noch schwer ergründbar erscheint: zu einem unerwünschten Trick beim Fußball, über den Wikipedia zu berichten weiß, dass das Fallenlassen mit ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen an die Gestalt einer Schwalbe erinnere. Nun ja, mag wohl so sein. Und zum Schluss sei noch erwähnt: Die Schwalbe – Zeitschrift für Problemschach. Was auch immer das sein mag.

Anweisung für ein viehisches Verhalten

oder: *Wie man die Welt verbessert*
Von Bülent Kacan

Das Heilige hüllt sich heutzutage schlechterdings in Lumpen und windet sich im Dreck, überhaupt erscheint alles gegenwärtige Heil auf Erden im Erschreckenden und Ekelhaften.

Es ist durchaus ein Leichtes, fremden, wildfremden Menschen eine Freude zu bereiten und sie, wenn schon nicht dauerhaft, so doch wenigstens für eine Weile – und dies ist schon immerhin etwas, also keineswegs nichts, zumindest nichts Geringeres als rein gar nichts, wenn man das so sagen darf, wenn man sich überhaupt einmal getraut zu sagen, was sich gemeinhin nicht geziemt – zufrieden zu stellen, indem man – und dies ist eine totsichere Anweisung für jedermann, der es versteht, sich in aller Öffentlichkeit selbst zu einem Narren zu machen – sich spontan, gleichsam sprungartig und splitterfasernackt mitten auf die Straße begibt, sich gewissermaßen auf natürlichem Wege unter die Leute mischt – sofern diese nicht unlängst zur Seite gesprungen sind oder gleich erschrocken das Weite gesucht haben oder, was in Kleinstädten immerhin auch eintreten könnte, einen strengen und sittsamen Kreis aus kleinen kunterbunten Leibern mit weit aufgerissenen Augen und Mündern gebildet haben, dessen nacktes Zentrum, dessen entblößten und entwurzelten Mittelpunkt man förmlich bildet, ein rundherum geometrisches Gebilde, ein, wenn man so will, für jedermann ersichtliches Gefäß, in dem ein schwarzes Etwas, vielleicht ein schwarzes Quadrat auf weißem Hintergrund, mit anderen Worten ein Haufen Dreck zap-pelt –, sich in den vorhandenen urbanen Schmutz wirft oder besser noch, selbst auf den Rathausplatz, im besten Fall mitten vor dem Rathaus kotet und urinert und sich in diese stinkende Hinterlassenschaft hineinwirft, ja geradewegs Hals über Kopf hineinstürzt und sich viehisch darin suhlt, immerzu jauchzend und jaulend, fortwährend grölend und grunzend, wie es Schweine für gewöhnlich tun, sobald sie sich in ihrem Umfeld wohlfühlen, es sich also in den eigenen Fäkalien so richtig gut gehen lässt und den erstaunten Mitmenschen drum herum – deren verschreckte und versteinerte Gesichter, magische und zugleich monströse Masken, sich langsam lösen, sich allmählich ab- und auflösen – das unmittelbare Gefühl gibt, ungewöhnlich kultivierte Individuen, ja außerordentlich zivilisierte Subjekte zu sein, ihnen also geradewegs das erhabene Gefühl vermittelt, in der gegenwärtigen Situation und darüber hinaus alles andere als arm dran zu sein, und sich währenddessen mit eigenen angeschwollenen Augen überzeugt – schließlich wird man während der gesamten Vorstellung auf dem Rathausplatz bitterlich heulen –, wie gut es den lieben Leuten im nächsten Augenblick geht, wie wohl sie sich in ihrem aufgesetzten Ekel und Entsetzen eigenartigerweise fühlen, wie glücklich sie, kaum, dass sie sich angewidert abgewandt und hier und da auch übergeben haben, im Grunde genommen sind, wie erleichtert sie geradezu – nachdem man sich selbst wieder aufgerafft hat und schrill pfeifend, schonungslos schrill pfeifend nach Hause spaziert ist – den Rathausplatz verlassen und heimkehren in ihre winzigen rechteckigen Behausungen, sich entspannt auf das heimische Sofa setzen, die gegenüberliegende Schrankwand anstarren und sich hierbei ernsthaft einbilden mögen – denn allein hierauf, auf das Einbildungsvermögen des gemeinen Mannes zielte unser viehisches Vermögen und Verhalten ab –, wie vergleichsweise gut es ihnen trotz allem geht, in einer Welt, die rundherum aus den Fugen geraten ist.

Ich hab was für dich übrig.

Von Kristin Vardi

Wir haben uns nicht begrüßt. Ich bedaure, mich nicht erinnern zu können, wie wir auf dieser Feier schließlich ins Gespräch kamen. Irgendwann saßen wir jedenfalls nebeneinander. Stunden nach Mitternacht wollten wir dann noch tanzen gehen, oder baden. Wir fuhren in die Stadt hinein. Dort erkannten wir: Eigentlich waren wir müde. Wir wählten meine Wohnung, die ganz in der Nähe lag. Dort saß er auf dem Boden, vor meinem Sofa, wir schauten noch einen Bildband mit dem Titel »Jugoslawische Städte« an.

Als ich am nächsten Morgen auf dem Sofa nachsah, war er bereits weg. Er hatte das Sofa wieder zusammengeklappt und alles sehr ordentlich hinterlassen, das rührte mich. Später telefonierten wir. Er holte mich ab, wir fuhren aus der Stadt heraus. Wir hielten an einem Provinzbahnhof, es war sehr still, die durchsonnte Luft war schwer zu atmen. Wir folgten nun der Beschilderung, die auf einen nahegelegenen See verwies.

Der Zaun, den man um den See herum errichtet hatte, war über zwei Meter hoch, das Eisen glühte an unseren Händen und Füßen. Der See lag in einem Steinbruch, das türkisfarbene Wasser roch gut und war sehr klar, ich hatte so etwas in unseren Breiten nicht erwartet. Es gab einen Anlegesteg aus Holz, an dem auch ein gelbes Ruderboot angebunden lag. Nach dem Bad saßen wir auf dem Steg und trockneten unter der Sonne, er rauchte. Fern auf der anderen Seite des Sees schwammen noch zwei Menschen nahe am Ufer, vielleicht war es ihr See, schließlich war dort auch ein mondänes Anwesen mit viel Glas zu sehen, sonst war niemand da. Ich hatte meine Sonnenbrille auf, er schaute friedlich auf den See, mit dem gleichen Ausdruck sah er auch mich immer wieder für einen Moment an, registrierend, so fand ich.

Ich dachte an das Gerede vom Glück und dass man erst nachher merke, dass man glücklich war. Ich wusste es aber bereits. Auf dem Weg zurück in die Stadt hielten wir an einem kleinen Kiosk an, um etwas zu essen. Ich hatte nicht mehr viel Bargeld dabei, er bezahlte gelassen für uns beide, ohne irgendeine witzig gekleidete Bemerkung. Das fand ich angenehm. Wir trugen kurze Hosen. Sein Bein stand während der Fahrt nah neben meinem und wenn er sich sacht bewegte, kitzelten mich gelegentlich dessen Härchen. In der Stadt angekommen, sagte er, er wisse nicht, was von mir zu halten sei. Ich reagierte empört. Ich wollte, dass er mich mochte.

Bevor wir wieder auf meiner Straße ankamen, fragte er, ob wir noch ein Stück gehen sollten. Er erzählte, dass er keine Romane von Grass mag und auch keine Filme, mit dieser Kohlgeruch-Atmosphäre. Seine Stimme war warm, dunkel und dezent, wie ein blauer Filzstift.

An meiner Haustür nahmen wir Abschied. Wenn er mich zu lange ansah, begann ich, alberne Gesichter zu machen. Wir standen mit einem Abstand zwischen uns. Die starken Arme meiner Routine. Zum Abschied bilanzierte ich fein säuberlich das Gewesene, »war sehr schön heute«, dachte ich nur. Alles, was man aussprechen kann, ist schließlich auch entbehrlich.

Wir verabredeten uns für den Abend und vereinbarten, vorher noch einmal zu telefonieren. Dann war ich allein zuhause und wurde unsicher. Ich habe vier Fenster auf die Straße, drei in den Hof. Wenn ich meinen Gedanken freien Lauf lasse, wenden sie sich oft gegen mich. Ich bin faul und unsichtbar. Als er mich anrief, sagte ich den gemeinsamen Abend ab, er sagte meinen Namen und schade. Als ich ihn am nächsten Tag am Telefon fragte, ob er noch in der Stadt sei, sagte er nein, er sei wieder zuhause. Ich sagte schade. Dann legte er auf. Gerade war es in Mode, den Ball flach zu halten. Ein Handwerk, das nicht der Selbsterhaltung dient.



Bordstein

Von Patrick Siebert

stehen, schauen
im Gefieder der Art
ein Schimmer
flächige Balz gerafft

ein Blick auf Angebot
und Nachfrage entsteht
die Flügel zu spreizen
auf der Suche nach Fütterung

dann gelaufen
ein Weg zum Nest
das Rücken der Köpfe
macht Atmung schnell

der Schnabel gefüllt
quetscht den letzten Tropfen
der gewohnte Ablauf
stopft sich den Kurs
in die Krallen



Grafik: Jessy Asmus

Nichts für die Statistik

Von Michael Kriegel

Es muss geregnet haben vergangene Nacht. An den Hinterläufen klebt das rotbraune Fell nass an den Knochen. Auf dem Rücken, wo es dicht und unversehrt ist, schimmern Wassertropfen im dichten Haar. Es riecht anders als sonst. Etwas fehlt. Du gehst durch den Wald und bleibst plötzlich stehen, wie alarmiert, ein Rest deiner verbliebenen Instinkte hat dich diesen Geruch wahrnehmen lassen. Scharf, eindringlich, wild und ursprünglich. Er mahnt zur Aufmerksamkeit, du bleibst stehen, schaust dich um, starrst ins Gras, das gelb ist vom Herbst, auf den Weg, der braun ist vor Nässe, und in den Himmel, grau von Traurigkeit. Du gehst weiter, weißt nicht, was es ist, das dich anhalten ließ.

Aber das hier ist anders, vermindert der Geruch, abgeschwächt von der Präsenz des Todes, das Leben fehlt. Das Blut, eben noch lebendig und warm, ist erstarrt. Der Blick, gerade noch schweifend, gebrochen. Und es ist Frühling, ein milder Morgen, an dem die Jungfüchse aus dem Korn neben der Straße herauskommen, um auf dem warmen Asphalt zu spielen. Ihre Kräfte zu probieren, einander jagend, und springend vor Lebensfreude. Diesem hat seine ganze Kraft nichts genützt. Ein Wagen hat ihn auf der Bundesstraße erfasst und in den Graben geschleudert. Vielleicht hätte er bremsen können, vielleicht hat er nicht bremsen wollen, der Fahrer des Wagens. Unterwegs sein ist alles, nicht halten, nicht Stillstand, nicht bremsen, für niemanden, schon gar nicht für ein Tier. Er ist leicht, etwas Blut läuft über mein Handgelenk, als ich ihn in die vorbereitete Grube bette. Keine Grabbeigaben, kein Schmuck, er hatte nur sein Leben und das wurde ausgelöscht im Vorbeiwischen eines Wagens, ein kurzer Aufprall und vorbei. »Ich denke an Dich, ich werde Dich nicht vergessen. Du wirst immer bei mir sein.« Ich spreche es laut über die kleine Grube auf dem Hügel neben der Bundesstraße hinweg, zum Wald hin, vor dem blau die Morgenluft zittert. »Es wird nichts bleiben von Dir, Vulpes vulpes. Nicht einmal für die Wildunfallstatistik taugst Du. Füchse sind dort nicht aufgeführt. Du zählst nicht einmal da.« Ich wische die Blutspuren von den weißen Haaren am Fang, die Kiefer sind leicht geöffnet, als würde er lächeln. Ich mache mehrere Nahaufnahmen mit der Instax, eine ist wirklich gelungen. Meine Hand beginnt, die aufgehäufte Erde über den kleinen Körper rieseln zu lassen. Es ist das letzte, was ich von ihm sehe, das Leuchten seines rotbraunen Fells im Sonnenlicht. Dann nehme ich den Spaten. Die Holzverbindung für das kleine Kreuz ist schnell fertig. Das Foto hefte ich an die Querleiste. Sonst nichts. Kein Tag, kein Datum, kein Name. Nur das Bild. Er lächelt auf mich herab, als ich mich niederlasse, um das angespitzte Ende des Kreuzes in die Erde zu bohren. Ich reinige das Werkzeug, packe Kamera und Laminierer ein. »Der zweite heute schon«, denke ich, während ich mir die Hände säubere. »Der fünfte in dieser Woche. Ein schlimmer Frühling.« Die Steigung der Straße nimmt weiter zu, den Berg hinauf ist sie etwa einen Kilometer zweispurig gebaut, oben auf der Höhe wird sie wieder schmaler. Ich sehe in die reglosen Gesichter der Fahrer, die auf der zweiten Spur überholen. Sie geben alles. Ein Wagen rast über die Sperrmarkierungen, er muss es noch schaffen, an einem Transporter vorbeizukommen. Der Fahrer des Transporters hebt den Finger. Der andere grinst und rast vorbei. Wer denkt da an Tiere, die träumend oder auf der Flucht die Fahrbahn passieren? Links von der Straße ist ein kaum sichtbarer Pfad, meine Spuren von gestern und allen Tagen, an denen ich hier entlangkomme. Immer denselben Abschnitt der Bundesstraße entlang, täglich gibt es für mich zu tun. Die Arroganz der Autofahrer ist beschämend. Schnitzel essen von Tieren, deren Leid man nicht sieht, ist nicht verzeihlich. Nur anzuhalten, falls Schäden am Wagen zu begutachten sind, während sie keinen Blick haben für das Tier, das daneben verendet, ist respektlos. Ich habe den Anstieg hinter mir. Von hier aus sehe ich den gesamten Abschnitt der Straße bis zur Autobahn. Ein Motorradfahrer nähert sich, erreicht die Höhe und beschleunigt auf der Geraden. Ein kurzes, trockenes Geräusch ist neben dem Grollen

des Motors zu hören. Etwas Helles ist ihm durchs Vorderrad gesprungen. Ich beginne zu laufen, den nassen Hang hinab, das Gras steht schon hoch. Leise wimmernd krümmt sich der schlanke Leib des Tieres auf dem Asphalt. Es ist ein Hermelin, *Mustela erminea*. Das Rückgrat ist mehrfach gebrochen, zitternd lässt sich der Fahrer neben mir nieder. Er schaut zur Seite, als ich mit einem schnellen Schnitt das Leid des Tieres beende. Ich bitte ihn, ein kleines Grab auszuheben und schließe die Lider über den erstaunt blickenden Augen. Er nimmt wortlos den Spaten und klettert die Böschung hinauf. Samtig weich liegt das Tier in meinen Handflächen. »Ich denke an Dich, ich werde Dich nicht vergessen. Du wirst immer bei mir sein.« »Ich werde Dich auch nicht vergessen.« Der Fahrer setzt den Helm auf, er ist jung und hebt die Hand, als er losfährt. Ich vermerke es auf einem Zettel am Kreuz, dass es ihm wenigstens leid tat.

Spät am Nachmittag bestatte ich noch einen Milan, *Milvus milvus*. Von weitem sah ich, wie sich einer seiner gefiederten Flügel vom Asphalt abhob, jedes Mal, wenn ein Fahrzeug vorbei fuhr. Ich glaubte, er wäre noch zu retten, aber sein restlicher Körper war plattgefahren. Eine stumme Mahnung seine leblose Schwinge. Ein roter Kombi hält auf dem Seitenstreifen. Ich steige ein und der Fahrer startet den Wagen. Wir haben noch nicht beschleunigt, als eine Schwalbe vor die Windschutzscheibe knallt. Sie hat sich in einem der Wischblätter verfangen. Ihre angstvollen Augen sehen mich an. Brutal betätigt der Fahrer einen Hebel, sie wird einfach davongewischt. »Ich denke an Dich, ich werde Dich nicht vergessen. Du wirst immer bei mir sein.« Aber sie fällt nicht. Trudelnd ist ihr Flug, dann fängt sie sich und steigt zum hohen Himmel auf.



Grafik: Eugenia Heim

Unter allen Knochen

Von Till Bender

Vor Urzeiten auf der Erde, eine kleine Siedlung in der Wüste.

Die Welt steht in Flammen. Doch brüllt hier keine Feuerwalze, kein Inferno tobt. Es brennt friedlich, idyllisch.

Die Flammen gedeihen gut. Sie wachsen auf den Felsen am Wegesrand, sprießen aus Mauerritzen; manche brennen einzeln, manche bilden kleine Inseln oder Felder. Im Schatten stehen andere als im grellen Sonnenlicht. Zarte Ranken opalisierender Flämmchen umspielen eine weite Fensteröffnung.

Die zwei Personen in der Werkstatt dahinter sind eindeutig ein Mann und ein Kind, wenn auch beide eindeutig nicht ganz und gar menschlich. Der Mann steht an einem Arbeitstisch über ein Objekt gebeugt, das aussieht wie ein aus zahlreichen unregelmäßigen Fragmenten zusammengesetzter polierter Ball. Hin und wieder greift er, ohne aufzuschauen, nach einem der vielen Instrumente, die in sinnreicher Anordnung um ihn herum an den Wänden hängen. Einige von ihnen sind in Teilen beweglich und mit allerfeinsten Skalen versehen, andere lassen sich über die Fingerkuppen stülpen und laufen in schlüsselähnliche Spitzen aus, mit denen der Mann in sein Werkstück hineingreifen kann. Er scheint abwechselnd zu messen und zu justieren. So versunken ist er in seine Arbeit, dass das Spiel des Kindes ihn nicht im mindesten stört:

Es übt, kleine runde Steine quer durch die Werkstatt in eine Schale zu befördern, die auf der Türschwelle steht. Es nimmt einen Kiesel auf, legt ihn sich auf der flachen linken Hand zurecht, zielt mit den Fingerspitzen auf die Schale und schließt die Augen. Jetzt reibt es Daumen und Finger der rechten Hand aneinander, immer schneller, immer heftiger, bis der Stein sich leicht von der Handfläche löst und zu schweben beginnt. Schließlich schnipst es ihn mit dem rechten Zeigefinger fort, ohne ihn dabei zu berühren.

Etwa vier von fünf Schüssen sind Treffer.

Dann geht einer völlig fehl und schlägt eine der vielen bunten Scheiben aus ihrer Fassung in der offenstehenden Tür. Sie fällt zu Boden und zerspringt klirrend in ein halbes Dutzend Teile. Der Mann wendet sich um, macht ein paar ruhige Schritte zur Tür und hebt zwei der Scherben auf. An ihren Bruchkanten legt er sie vorsichtig aneinander, reibt mit Daumen und Zeigefinger über den Bruch, und nach wenigen Sekunden sind die beiden Stücke zu einem einzigen verschmolzen. Mit den restlichen Scherben verfährt er in gleicher Weise. Zum Schluss setzt er die reparierte Scheibe an ihren Platz in der Tür zurück, wo sie nach ein paar Strichen über ihre Einfassung wieder so fest sitzt wie vor dem Malheur. Der Mann legt dem Kind kosend die Hand auf den Kopf und geht zurück an seine Arbeit. Auf halbem Wege bleibt er abrupt stehen.

Das Licht um den Ball herum vibriert, der Raum über dem Tisch scheint dünner zu werden. Wie durch einen unsichtbaren Spalt in der leeren Luft tasten sich, schwarz behaart und klauenbewehrt, vielgliedrige dürre lange Beine aus dem Nichts herein.

Der Mann streckt den Arm hinter sich, damit das Kind nicht näher komme, doch es kommt näher, stellt sich dicht neben den Mann und reckt sich neugierig, um besser zu sehen. Dann nimmt es ihn bei der Hand, schaut zu ihm hoch und schüttelt ernst den Kopf.

Der Mann nickt zustimmend. Geschickt meidet er die zuckenden Beine, greift rasch zu und schlägt seine Arbeit hart auf die Tischplatte. Augenblicklich endet das schaurige Schauspiel. Entschlossen greift er ein letztes Mal zu einem der Werkzeuge, setzt es an und dreht es mit einem Ruck. Die jetzt ganz trivial wirkende Kugel trägt er nach draußen, gräbt vor der Tür eine kleine Kuhle, legt sie hinein und bedeckt sie mit Sand, den er mit einigen Strichen seiner Hände zu festem Stein verdichtet.

Mit einem ganz leichten Hüpfen geht er hinein, dann fallen wieder Kiesel in die Schale auf der Türschwelle. Außen an der Hauswand ist neben einer kleinen Glocke ein Schild angebracht. Die meisten Schriftzeichen darauf sind lauter Variationen desselben Grundmusters: ein sichelförmiger Bogen, der in der Mitte von einem zigarrenförmigen zweiten Element gekreuzt wird. So erinnern sie an die Silhouetten von Vögeln mit ausgebreiteten Flügeln.

Das letzte Zeichen sieht genau aus wie eine Schwalbe.

In naher Zukunft.

Ein Mann reitet auf einer Autobahn in eine Metropole. Am Leib trägt er ein Ensemble aus Tierfellen, ausgebesserter Outdoor-Funktionskleidung und einem integrierten Trageriemen-System. An Haken, Ösen, Schlaufen und Laschen dieser heterogenen Garderobe hängt jede Menge Survivalmaterial. Dabei wirkt der Mann nur halb lächerlich. Er wirkt außerdem wohlausgerüstet.

Und ungemütlich zielstrebig.

Früher kannte man ihn als Herrn Wenger, Vertriebsmanager, Vorstadtbewohner, Ehemann und Vater zweier Kinder. Das scheint in einem anderen Leben gewesen zu sein.

Sein Reittier ist ein Esel. Der Esel zieht einen überladenen Karren. Die Waffen des Mannes, seine Ausrüstungsgegenstände und die Ladung des Karrens sind zu ungefähr gleichen Teilen archaisch, historisch, modern und futuristisch. Die Autobahn ist leer, die Stadt eine Geisterstadt.

Während der Mann immer tiefer in die Stadt vordringt, in stoischer Ruhe auf den ersten Blick, tatsächlich aber mit den überwachten Sinnen eines Jägers auf der Pirsch – oder auch denen eines Beutetiers –, wird er aus diversen Perspektiven beobachtet. Von feindseligen Augen. Von Facettenaugen. Sie gehören zu starken, widerstandsfähigen Körpern, die auf Dächern, hinter leeren Fensterlöchern und in Kanalisationsschächten hocken – lauern ...

Der Eselreiter hat die Kreaturen noch nicht wahrgenommen, als sie ihn plötzlich, als hätte jemand ein militärisches Kommando gegeben, aus allen Richtungen angreifen. Er fischt eine kleine elektronische Steuerungseinheit aus den Tiefen seines Anzugs, zieht mit den Zähnen die Antenne heraus und drückt mehrmals auf die zentrale Taste des Geräts. Ohne Wirkung.

Die Kreaturen stürmen auf ihn zu.

Der Mann, der früher einmal Herr Wenger hieß, schießt schnell und sicher vom Karren: Pfeile, Bolzen, Schrot, Deformationsgeschosse, Leuchtmunition und Energieladungen, je nachdem. Zwischendurch effektiv mit dem Colt. Sie kommen trotzdem immer näher.

Es sind zu viele.

Der Esel liegt schreiend unter fünf von ihnen auf dem maroden Asphalt. Jetzt sind sie über dem Mann. Er kämpft nah mit seinem Bowie-Messer und einer Steinkeule.

Mit letzter Kraft gelingt es dem Mann im Todeskampf, schon mit einigen Fängen und Klauen in seinem Fleisch, ein letztes Mal auf die Taste seiner Steuerung zu drücken. Diesmal funktioniert der Apparat: Ein rustikal getarntes Verteidigungssystem, bestehend aus multiplen intelligenten, autonomen Ziel- und Feuer-Modulen, wird hochgefahren und erledigt mit unfehlbarer Präzision alle scheußlichen Angreifer, bevor es sich wieder in den Stand-by-Modus begibt.

Der Mann rafft sich mühsam auf. Als erstes tötet er weinend seinen unrettbar zerschundenen Esel. Dann versorgt er notdürftig seine eigenen Wunden und setzt schließlich seinen Weg – mit einem respektablen Brocken Esselfleisch im Gepäck – zu Fuß fort.

Kurz vor Sonnenuntergang erreicht der Mann das Kultur- und Technologiehistorische Museum der Stadt. Alle Eingänge und die Fenster im Erdgeschoss und ersten und zweiten Stock sind mit Sicherheitsrollläden verschlossen. Er klettert auf einen Baum, klemmt sich in fast zehn Metern Höhe in eine Astgabel und zieht ein Seil mit einem kleinen Wurfanker daran aus seinem Rucksack. Nach mehreren missglückten Würfen verfängt der Anker, der Mann kann sich gegen die Hauswand schwingen, klettert noch ein paar Meter in die Höhe, zerschlägt dort ein Fenster und steigt in das Gebäude ein.

Mit Hilfe seiner Taschenlampe findet er seinen Weg durch dunkle Korridore, Treppenhäuser und Ausstellungsräume. Auf einem Treppenabsatz kommt er an einer mächtigen Feueraxt vorbei. Die nimmt er mit. Vor einer Tür, die früher mit einem elektronischen Nummernschloss gesichert war und heute nur noch verschlossen ist, bleibt er stehen. Wie einer, der unmittelbar vor dem Ziel einer langen Reise angekommen ist, hält er einen Moment inne.

Die Tür leistet seinem Hauen und Hebeln eine Minute lang Widerstand, dann ist der Weg frei. Der Mann macht einen Schritt durch die Holzsplitter und verschwindet im Dunkeln.

Zwei Jahre zuvor.

Im Haus der Wengers steht Herr Wenger im Flur:

»So, was ist denn jetzt, die ganze Familie?! Wir wollten doch eigentlich vor einer halben Stunde los. Das bedeutet wahrscheinlich jetzt schon eine Stunde länger vor dem Eingang Schlangestehen!«

»Komme«, ruft Tochter Lusie von oben.

»Hey, guck mal, die bringen gerade was aus dem Museum«, ruft Mikke den Vater zum Fernseher. Wenger gesellt sich widerwillig und ungeduldig zu Frau und Sohn in die Küche und bekommt gerade noch das Ende eines Interviews mit. Professor Lindenhorst spricht:

»Ich will ja gar nicht bestreiten, dass es sich um eine kleine Sensation handelt. Aber eben nicht um so eine Sensation, wie die Sensationspresse gerne draus machen würde ...«

Die Interviewerin, die sich mit dem ganzen Gesicht bemüht, auf Augenhöhe mit dem Fachmann zu wirken, fällt ihm ins Wort:

»Aber es ist schon so, dass diese Artefakte in Erdschichten gefunden wurden, die unter denen liegen, in denen man Dinosaurierknochen gefunden hat, das ist doch mal Fakt.«

Lindenhorst holt tief Luft.

»Das ist in der Tat so – wenn wir für den Augenblick mal Knochen mit Fossilien gleichsetzen –, und für den Laien mag das ja auch sehr suggestiv sein und ausreichen, eine scheinbar unvermeidliche Schlussfolgerung zu ziehen. So, wer aber schon mal von oberflächennaher Geodynamik, von geologischen Störungen und den komplexen Problemen im Bereich der Geomorphochronologie gehört hat, dann fangen die Schlussfolgerungen schnell an, weniger zwingend zu werden. Trotzdem sind diese neuen Funde unerhört spannend ... für Fachleute und Hobbyarchäologen, auch wenn wir deswegen noch nicht gleich die Erd- oder Evolutionsgeschichte umschreiben müssen. Denn eins kann ich Ihnen versichern –«, und er zwinkert jovial in die Kamera, »vor den Dinosauriern gab es keine Schwalben.«

Auf den folgenden Seiten veröffentlichen wir die prämierten Texte des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes 2013. Junge Autorinnen und Autoren aus Thüringen im Alter von 15 bis 35 Jahren waren aufgerufen, selbstverfasste Prosa oder Lyrik einzusenden. Eine Jury vergab drei Hauptpreise, drei Schülerförderpreise sowie einen Sonderpreis. Der Wettbewerb wird vom Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e.V. mit Unterstützung der Landeshauptstadt Erfurt seit dem Jahr 2001 jährlich veranstaltet. Mehr Informationen zum Wettbewerb: www.hessus.eburg.de

Tiramisu

Jurypreis

Von Steve Kußin

Kapitel I: Der Beschluss

Benjamin Südkind hatte beschlossen, seinem Leben ein Ende zu setzen. Das Wann, Wo und Womit waren dergestalt und das Motiv so ganz und gar fleischgeworden, dass Benjamin Südkind den 25. Oktober 2007 unmöglich überleben konnte. – *Als würde ich mich bereits daran erinnern.*

Tatsächlich aber trennten Benjamin Südkind noch sieben Tage von dem Tag, an dem er sterben würde. Er nahm sich diese Zeit, er war nicht in Eile. Eilige Menschen begingen unvernünftige Taten, wie er wusste: Sie zeugten Kinder mit den falschen Partnern, sagten ja oder nein zu den falschen Gelegenheiten und sprangen letztlich von den falschen Brücken. – *Das ist doch keine Art!* – Er musste sich sicher sein, absolut sicher.

Es gab einen zweiten Grund zu warten: Die Furcht zu versagen. Dass ein überstürzter Selbstmordversuch ihm misslänge und ihn zurückließ in diesem Trauerspiel, das sie Leben nannten. Die Halbherzigen, die Ewigaltgewordenen.

Nein. Benjamin Südkind wollte nicht überleben, und er wollte nicht gerettet werden. Er würde sich nicht einfach in seinem Zimmer aufhängen, so dass die Eltern im Wohnzimmer darunter vom umfallenden Stuhl aufgeschreckt würden und die Mutter aus einer bösen Ahnung heraus ins Zimmer ihres Sohnes nachsehen ginge, ihren Sohn an der Decke zappelnd vorfinden und hysterisch nach dem Vater rufen musste: »Tu doch was, Harald, tu doch was!« – worauf man den Sohn losschneiden und ins Leben zurückholen und mit ihm viele und lange Gespräche führen würde. Solch eine Abfolge wäre Benjamin Südkind zutiefst peinlich gewesen, denn es gab nichts Armseligeres als einen Menschen, der nicht einmal genug Verstand und Willenskraft besaß, sich das Leben zu nehmen, wo er doch schon einmal den Mut aufgebracht hatte, sich dafür zu entscheiden.

Benjamin Südkind wusste, dass ihn keine Zweifel beschleichen würden, und, so viel sei vorgemerkt: Damit behielt er recht.

Kapitel II: Das Motiv

Zunächst: Er hatte keinen Grund. Objektiv betrachtet, hatte Benjamin Südkind keinen Grund, sich das Leben zu nehmen. Um diesen Umstand ganz unmissverständlich abzubilden, muss von dem Menschen selbst und dem Leben erzählt werden, das dieser Mensch führte.

Benjamin Südkind war in geregelten Verhältnissen aufgewachsen, lange Zeit in einer intakten Familie, dann in einer intakten Stieffamilie. Seine Mutter war halbtags angestellt, sein Halbgeschwister zählte fünf Jahre, andere Geschwister hatte er nicht. Benjamin Südkind studierte 300 Kilometer vom Heimatstädtchen entfernt etwas Zeitgemäßes, um später einmal gutes Geld zu verdienen. In seiner Stadt nickte und lächelte er mehr Gesichtern zu, als er Namen und Begegnungen zuordnen konnte. Einige der Namensträger waren Benjamin Südkinds Freunde.

Sein Studium war manchmal anstrengend, aber meistens nicht, und so blieb ihm genügend Zeit für grillen, Volleyball, Fotografie, Freundin, lesen und nachdenken, was seine Hobbys waren.

Benjamin Südkind hatte schon mehrere Großeltern und Haustiere beerdigt. Die Abschiede hatten ihn berührt, aber auch nicht mehr. Benjamin Südkind hatte keine Feinde, keine Schulden, wurde strafrechtlich nicht verfolgt und musste keine universitären oder beruflichen oder, allgemeiner gesprochen, keine biografischen Herausforderungen fürchten. Kurzum: Er war so unschuldig und sorgenfrei, wie man heutzutage überhaupt sein kann. Und so führte er sein ganz normales Leben eines ganz normalen 21-jährigen mitteleuropäischen Studenten, und genau das war es, was ihn so unzufrieden machte.

...

Mir geht es gut, das steht auch gar nicht zur Diskussion. Ich habe nie gesagt, dass es mir schlecht geht, warum also fragen Sie danach? Nein, es geht mir ausgezeichnet! Nur manchmal, und in letzter Zeit immer öfter, da ...

... das Gefühl, tausend Meinungen, Erinnerungen und Menschen in mir zu haben, aber kein einziges Ich. Das ist doch im höchsten ...

... frage, um was ich betrogen wurde mit jedem Satz, der auf einem »das macht man so« oder »das war schon immer so!« geendet ...

..., ob ich nicht auch ein ganz anderer Mensch hätte werden können. Ein Ich-Mensch. Ein Mensch mit einer Stimme statt tausend- ...

... der Weg, den ich gehe, ist kein besonderer. Das Ziel, das ich verfolge, ist kein besonderes. Die Verhältnisse, in denen ich lebe, sind im höchsten Maße unbefriedigend: Sie geben mir alles, was ich brauche, um meinen Weg bis zum Ende zu gehen, außer einen Grund, dies zu wollen. Und dann beginne ich, mich zu fragen, ob all das, was ich tue, wirklich zu dem führt, was ich will – und ob all das, was ich will, wirklich das ...

Kapitel III: Das Rätsel

Doch Benjamin Südkind würde nicht einfach gehen, ohne sich zu verabschieden. Das wäre unhöflich, und unhöflich sein war nun wirklich nicht seine Art. Außerdem gab es da noch diese eine Sache, die er ihnen sagen musste.

Aber nicht in einem Brief! Nein, nicht einmal in Worten. Geredet hatte er sein ganzes Leben lang, und was hat es ihm gebracht? Nein, reden wollte er nicht mehr, die Menschen hörten sowieso nie zu. Lieber wollte er der Nachwelt ein kleines Rätsel hinterlassen. Dieses Rätsel nun war der dritte und vielleicht der entscheidende Grund, noch eine Woche

zu warten. Denn alles, was Benjamin Südkind im Laufe dieser letzten Woche tun würde, musste Bestandteil des Rätsels werden. Jedes seiner künftigen Worte würde, sobald sie seinen leblosen Körper entdeckt hatten, noch einmal ganz neu bewertet werden. Ein »Bis die Tage!«, wie er es oft zum Abschied gegeben hatte, konnte plötzlich kein einfaches »Bis morgen!« mehr bedeutet haben. In jeder Unlustbekundung, in jeder morgendlichen Mattheit der Zunge, in jedem zugestoßenen Malheur der nächsten Woche würde man ein Zeichen gesehen haben wollen. Jede Erregung würde als Ursache diskutiert, jeder Streit als ausschlaggebend vorgeschlagen werden.

– *Aber genau dazu darfes nicht kommen!* –

Benjamin Südkind beabsichtigte, die nächste Woche der glücklichste Mensch auf Erden zu sein. Nun, vielleicht nicht der glücklichste, das wäre übertrieben, aber zumindest doch sehr glücklich. Weiterhin wollte er noch einige Details in sein Rätsel einarbeiten, welche der Nachwelt Kopfschmerzen und böse Ahnungen bereiten sollten, denn: Seine Tat musste aus ihrer Sicht absolut irrational bleiben!

Da wäre beispielsweise das Treffen mit der Referatsgruppe am Dienstag. Er hatte die Texte bereits gelesen und seinen Teil des Handouts ausgearbeitet: Marx, dialektischer Materialismus. Nach dem Treffen musste er nur noch seinen Schreibtisch entsprechend arrangieren.

Dann wäre da der Einkauf am Vorabend. Wie immer würde er für eine ganze Woche einkaufen, weil ihm ständige Kleinkäufe zeitraubend erschienen. Dazu käme das Gespräch mit dem Dozenten am frühen Nachmittag des 25. Oktober, in dem er seine Hausarbeit benotet zurückbekäme, die, wie immer, keinen Grund für Selbstmord liefern konnte. Vor der Tat selbst wollte er zwei Dinge tun: Erstens wollte er zum Volleyballtraining gehen, so wie jeden anderen Donnerstag auch. Auf dem Heimweg würde er sich in der Videothek einen Pornofilm ausleihen. Er hatte schon länger eine Videothekskarte, einen Porno hatte er sich nie zuvor ausgeliehen, aber im Moment hielt er diese Idee für die beste seines Lebens. – *Niemand leiht sich in der Videothek einen Pornofilm aus und bringt sich anschließend um!*

Natürlich durfte er nicht zu viele Details ins Bild einfügen, es würde aufgesetzt, überladen wirken. Es ging um die Nuance von Hässlichem, Dämonischem. Nur ein kleines Wenig, gerade genug, um eine flüchtige Vorstellung davon zu vermitteln, dass das Leben jedes Einzelnen vollkommen sinnfern und verzichtbar war, und dass es genauso wenig Grund zu sterben gab, wie zu leben.

Kapitel IV: Die Woche

Die Woche verging wie im Flug. Benjamin Südkind begegnete der hohen Geschwindigkeit von Tag- und Nachtwechsel weder mit Freude noch mit Furcht, sondern mit neutraler Wahrnehmung. Im großen und ganzen war die Woche bisher gut verlaufen. Er war nicht anders als sonst gewesen, vielleicht nach außen ein wenig freudiger, aber nicht verdächtig freudig. Er konnte nun sein Tagewerk beginnen, sein letztes Tagewerk auf Erden.

Um 10:30 Uhr erhielt Benjamin Südkind eine SMS, in der sinngemäß stand, dass seine Freundin mit ihm Schluss mache, dass es ihr leid tue, dass es nicht seine Schuld sei, aber dass sie über vieles nachgedacht habe.

Um 15:10 Uhr nahm Benjamin Südkind den Anruf seiner Mutter entgegen, die mit ihm reden müsse, aber persönlich, ob er am Wochenende nach Hause kommen könne oder sie zu ihm, und die ihm schweren Herzens dann doch endlich am Telefon gestand, wie sie Benjamin Südkind im Alter von zwei Monaten adoptiert hatte.

Um 18:50 Uhr setzte Benjamin Südkind zu einem Block an und verdrehte sich bei der Landung das Kniegelenk, so dass er vom Trainerassistenten zum nächsten Krankenhaus gefahren werden musste.

Um 20:40 Uhr stahl sich Benjamin Südkind mithilfe eines Rollstuhls aus den Fängen einer überfürsorglichen Stationschwester Hannelore Küffert.

Um 21:30 Uhr blieb Benjamin Südkind mit seinem Rollstuhl in der Tür zum Ab-18-Bereich der Videothek stecken. Eine Vaterfigur schickte seine Familie zur Kasse vor, ein Angestellter gesellte sich dazu und sie klemmten Benjamin Südkind zwischen sich und trugen ihn die Regale des Fleisches entlang – nicht lange jedoch, denn Benjamin Südkind wusste, sich schnell zu entscheiden.

Um 22:40 Uhr sammelte ein LKW Benjamin Südkind auf einer wenig befahrenen Landstraße auf und nahm ihn 13 lange Kilometer mit, während der Kraftfahrer Harry, gebürtig in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, die Piste sein Zuhause, dreimal verheiratet, viermal geschieden – »einmal von meinem Beruf, hö-hö, ich war nämlich mal Zahnarzt, hö-hö, aber das hat mich kaputt gemacht irgendwie« –, von seinem Leben erzählte. Dann kamen sie an, mitten im Nirgendwo, und Benjamin Südkind bedankte sich bei dem Fahrer und verließ den Wagen. Harry half ihm in den Rollstuhl. Die Rücklichter des LKW verschwanden in der Nacht und Benjamin Südkind dachte an Tiramisu, wie gern er jetzt Tiramisu gegessen hätte.

In dem Haus hinter den Bäumen gab es kein Tiramisu. In dem Haus hinter den Bäumen gab es gar nichts, da gab es nur seine Vorrichtung, und dann noch den Staub, und dann noch die Stille. Und die Bäume davor, wenn man die dazuzählte.

Da saß er erstmal eine Weile so rum. Dann stand er auf, und stand eine Weile so da. Dann kam ein Auto und wollte ihn mit in die Stadt nehmen, und er sagte: »Nein danke«, und dann: »Na gut!«

Das ist eigentlich alles.

Kopfsteinpflaster

Jurypreis

Von Jörg Müller

Aus innerer Unruhe stand Jirko M. von seinem Schreibtisch auf und öffnete das Fenster. Frische Luft sollte in sein Arbeitszimmer strömen. Als sich die Gaslaternen in der Nerudagasse entzündeten, fing es leicht zu regnen an. Er starrte auf die offene Straße und bekam den einen oder anderen Regentropfen auf seiner Nasenspitze zu spüren. Allmählich fasste er klarere Gedanken.

Den Großteil des Tages hatte Jirko M. angespannt vor seiner Schreibmaschine zugebracht, in deren Walze seit Stunden ein unbeschriebenes, weißes Blatt Papier steckte. Nicht eine Idee, kein einziges Wort erschien ihm wertvoll genug, um festgehalten zu werden.

Das Regenwasser floss in den Rinnstein am Straßenrand. Gemeinsam mit dem Licht der untergehenden Sonne und mit dem der Straßenlaternen brachte es die Pflastersteine zum Glänzen. Menschen mit Hüten und Schirmen eilten hastig durch die Gasse. M. musste schmunzeln, als er einen hageren Mann erblickte, der sich mit einer Aktentasche unter dem Arm hektisch Richtung Schlossberg fortbewegte. Dabei blickte sich der Unbekannte beständig um, und zwar so, als wären ihm unsichtbare Häscher auf den Fersen.

Der fremde Mann machte den Eindruck, als würde er den Regen überhaupt nicht wahrnehmen. Als der Herr mit seiner Mappe Jirko M. am Fenster erblickte, zuckte er krankhaft zusammen und rutschte mit seinen Lackschuhen auf dem nassen Kopfsteinpflaster aus, so dass einige Bücher, darunter auch ein Reiseführer über Weimar, aus der Ledermappe purzelten. Sichtlich gekränkt durch das neugierige Verhalten seines Beobachters, sammelte der Magere seine nassgewordenen Bücher mit zitternden Händen ein und verdoppelte seinen ohnehin schon schnellen Gang.

M. konnte sich ein lautes Lachen nicht verkneifen, denn der Fremde wirkte durch seinen langen schwarzen Mantel, mit dem ins Gesicht gezogenen Hut, durch die große Ledermappe und wegen seiner schlaksigen Beinchen wie ein Insekt, das jäh aufgeschreckt worden war und nun in wilden Zickzacklinien durch den Raum irrte.

Als sich Jirko M. zur Schreibmaschine wendete, richtete sich sein Blick erneut auf die leere Seite, so dass ihm mulmig zumute wurde. Wie sollte er dieses Papier jemals füllen? Lustlos setzte er sich an seinen Schreibtisch zurück und ließ das Fenster geöffnet. Wie schon so viele Stunden zuvor saß Jirko M. nervös auf seinem Stuhl und ließ einen recht unproduktiven Zeitraum verstreichen.

Gegen halb Elf fegte eine lärmende Horde von Burschenschaftlern durch die Gasse Richtung Schlossberg. Aufgeschreckt durch dieses Getöse, trat M. erneut ans Fenster und blickte auf zwei von den Jugendlichen herab, die Plakate mit unerfreulichen Botschaften am gegenüberliegenden Haus anbrachten. Die Verbindungsbrüder schienen allesamt betrunken zu sein, und mühten sich dabei mit Pinsel und Leimfässchen sichtlich ab. Jirko M., der dieses äußerst gesetzlose Verhalten missbilligte, forderte die milchbärtigen Männer mit erhobenem Zeigefinger auf, sofort aufzuhören, und drohte mit der Polizei. Die Jungen bekamen es mit der Angst zu tun und ließen von ihrem Vorhaben ab. Zügig schritten sie von dannen. Zwar hatten sie es geschafft, ein böswilliges Pamphlet an die Hauswand zu kleben, doch es wurde glücklicherweise innerhalb weniger Minuten von Wind und Regen in den Rinnstein gerissen.

Obwohl der schwache Lichtkegel der Gaslaterne eine klare Sicht in die Nacht erschwerte, versuchte Jirko M., dem Fetzen Papier, der sich auf einer langen Reise durch die Nerudagasse bergab Richtung Kleinseitener Ring befand, mit fast zugekniffenen Augen zu folgen. Dabei hielten die trüben Wassermassen das kleine Plakat fest umschlungen und knüllten es mit jedem Meter, den es zurücklegte, zu einer kleinen Papierkugel zusammen.

Auf seinem Weg streifte das hinunterkullernde Bällchen das verrottende Kerngehäuse eines Apfels, zwei lädierte Kronkorken sowie ein stark oxidiertes Zweihellerstück, das seit seinem Verschwinden aus der Brieftasche eines österreichischen Offiziers die Farbe des Rinnsteins angenommen hatte. Kurz vor der Kirche St. Niklas wurde es dann vom breiten Reifen eines Automobils überrollt.

M. rieb sich seine brennenden Augen. Allmählich wurde ihm wieder bewusst, dass er die Reise der Kugel von seinem Zimmer aus beobachtet hatte und noch immer am offenen Fenster stand. Er fühlte sich merkwürdig und hatte die absonderliche Empfindung, er selbst wäre gerade die Gasse nach unten gekullert. Aufgeregt atmete er ein und aus. Dann ballte er seine rechte Hand zu einer Faust und tippte damit zerstreut mehrere Male auf dem Fensterbrett herum. Mit seiner Linken griff er nach der Taschenuhr, öffnete ihren Deckel und blickte auf das Ziffernblatt: *Mittwoch, dritter Juli, ein Uhr früh. Dann beugte er sich leicht aus dem Fenster heraus: Weißes Licht aus der Laterne, leise zischend, ruhig flackernd. Nachlassender Regen, Wind aus nordwestlicher Richtung.*

Das nasse Straßenpflaster glitzerte noch immer im Licht der Laterne. Seine marmorähnliche Struktur zog M.s Aufmerksamkeit auf sich. Stein für Stein steckte geordnet im Boden, die Zwischenräume aus festgetretenem Sand. Mit jedem neuen Zucken der Gasflamme warf das Licht unterschiedliche Schattierungen auf den Straßenbelag.

Die grauen und schwarzen Strukturen des Pflasters verschwammen plötzlich ineinander, als würde man zu lange auf echtes schottisches Tweed-Gewebe starren. M. kam es so vor, als schienen die Steine zu tanzen. Nach und nach lösten sie sich aus ihrer gewohnten Formation und türmten sich zu einem Steinhaufen auf. Jirko M., der dieses Erlebnis seiner Übermüdung zuschrieb, verließ seinen Standort nicht, sondern beobachtete weiter: Als wären unsichtbare Hände am Werk, stapelten sich die losgelösten Pflastersteine zunächst zu einem Haufen und ordneten sich dann zu einer neuen Form, die dem menschlichen Körperbau ähnelte. Das Wesen, welches sich aus den Steinklötzchen zusammengesetzt hatte, richtete sich nun langsam auf und versuchte sich fortzubewegen, wobei es dumpf klimperte. Mit seinen starren Gliedmaßen schleppte es sich Richtung Karlsbrücke, wobei es mehrere Male stolperte, in sich zusammenfiel, sich aber jedes Mal wieder schnell zusammenbaute.

Jirko M. war sich nicht mehr sicher, ob er das alles bloß träumte. Erneut rieb er sich die Augen, weil er seit dem unbeholfenen Marsch des Pflasterstein-Wesens aufgehört hatte zu blinzeln. Der Schmerz seiner Augen verschaffte M. die nötige Gewissheit, noch immer wach und nicht, wie vermutet, vor seiner Schreibmaschine eingeschlafen zu sein. Jirko M. bekam es mit der Angst zu tun. Er blickte sowohl auf das große Loch in der Straße als auch auf den davoneilenden Steinmenschen. Aufgeregt zog er sich seinen Mantel an und setzte seinen Hut auf, um ihm zu folgen.

Bei St. Niklas war der steinerne Mann erneut zusammengebrochen, hatte sich mehrere Male zusammengesetzt und war trotzdem wieder gegen die Kirche gelaufen. Jirko M., dem der Regen und aufkommender Nebel sehr gelegen kamen, hielt einen großen Abstand zum Steinwesen, indem er sich in der Zámeckágasse verborgen hielt. Dabei fiel ihm auf, dass es wohl blind und sehr dumm zu sein schien, weil es nun schon zum fünften Mal gegen die Kirchenmauer geprallt war. Nachdem der Pflasterstein-Mann aus seinen Fehlern gelernt hatte, richtete er sich erneut auf und tastete sich vorwärts zum Kloster

St. Thomas. Anschließend lief er die gesamte Letenskástraße entlang und ging danach über die Davelskástraße zur Moldau. Vom Rudolfssteg aus betrachtete Jirko M. das entschlossene Verhalten des Wesens, durch das Wasser zu waten, um zu einem Strompfeiler der sich im Bau befindenden Franz-Ferdinand-Brücke zu gelangen. Auf seinem Weg ging das Steinwesen unter und war erst dann wieder zu erkennen, als es den zweiten Pfeiler hochkletterte. Ohne Rast wuchteten sich die lebendig gewordenen Pflastersteine die freistehende Stütze hinauf, die von einem provisorischen Holzgerüst umgeben war. Als er auf dem Pfeiler angekommen war, verlor der Steinmensch völlig unerwartet seine magischen Kräfte und zerfiel in seine einzelnen Bestandteile, die sich sofort ins Mauerwerk der Brücke integrierten.

Jirko M. kam es vor, als wären die vielen Steinchen glücklich darüber, ihren alten Standort in der Nerudagasse verlassen zu haben, denn sie schmiegt sich ohne Zwischenräume aneinander, so dass sie wie die Granitblöcke aussahen, die für die Brücke bestimmt waren. Anstatt dass sich M. den Kopf darüber zerbrach, warum die Pflastersteine aus seinem Viertel geflohen waren, freute er sich für die vielen Steinwürfel und über das geheimnisvolle Erlebnis des frühen Morgens.

Als M. um halb fünf endlich in seiner Wohnung ankam, zog er seinen Mantel aus, legte den Hut zurück auf die Ablage und wollte schon das Fenster schließen, als er den Hageren mit der Ledermappe die Nerudagasse hinunter spurten sah.

Jirko M. lehnte sich aus dem Fenster und wies den Fremden von weitem in angemessener Lautstärke auf das Loch in der Straße hin. Der Mann mit dem schwarzen Mantel blieb abrupt vor der ausgehöhlten Stelle stehen, starrte in die Grube und danach zu M. Wäre er nicht gewesen, so wäre der Dürre infolge seines zügigen Schritts trotz des Lichts der Gaslaternen in die Grube gefallen.

Als Zeichen des Dankes tippte der Dürre seinen Hut nicht nur an, sondern zog ihn sogar, sodass sein kurzes, mit Pomade geglättetes schwarzes Haar zum Vorschein kam. Geschwind und etwas lausbübisch lächelte er Jirko M. an. Nachdem er sich mit einer freundlichen Geste von M. verabschiedet und einen großen Bogen um das Loch in der Straße gemacht hatte, trabte der Unbekannte leise von dannen, wobei er nun nicht mehr hektisch ging, sondern seltsamerweise das träge und starre Gebaren des Pflastersteinmenschen nachahmte.

Nicht, worauf es ankommt

Von Anne Büttner

»Albert. Mein schöner Albert.« Sein sanfter Kuss auf ihre Stirn lässt Dolores aufblicken. »Ich habe die Zeit vergessen, oder? Aber du siehst ja, was heute wieder hier los ist.« Entschuldigend deutet sie auf ihre Unterlagen – stapelweise Zeitungen und Prospekte, die dem Raum einen vergilbten Muff aufzwängen. »Komm. Setz dich noch einen Moment.« Weil der Heizkörper, auf den sie dabei zeigt, nicht zum Sitzen gedacht und das Bett heute ihr Schreibtisch ist, nimmt er auf dem Stuhl daneben Platz. Er schaut sich um. Obwohl seine Sehstärke keine mehr ist, nimmt er jede noch so kleine Veränderung im Zimmer wahr. Abgesehen von den Stiefeln auf dem Fensterbrett und einem Strauß Wiesenblumen, der aus ihrer Handtasche zu wachsen scheint, ist das von Dolores entworfene Bühnenbild dasselbe wie tags zuvor. Nageletui, Toupierkamm und Zahnbürste liegen auf dem Frisiertisch, Broschen und Ketten in der Schatulle unter dem Bett. Der Seifenspender verteidigt sein krustiges Revier auf der Fernsehkommode, in der Dolores Kostüme verstaut, für die im Schuhschrank kein Platz mehr ist. Der Kleiderschrank dient ihr länger schon als Tresor für ihre Unterlagen. So oft es ihr einfällt, breitet sie diese im Raum aus, um sie dann mit der Raffinesse einer Hütchenspielerin zu sortieren. Bisher ist es ihm nicht gelungen, ein System zu erkennen. Trotzdem ist er sicher, dass sie eins hat.

Mittwoch, Juli, April, Wirtschaftsteil, Montag, Schnäppchen, Inserate ... er hat keine Eile. Es beruhigt ihn, ihr beim Sortieren der Unterlagen zuzusehen, die sie, wie sie sagt, vor Feierabend noch für den Herrn Direktor erledigen will. Die Art der Beschäftigung ist nicht, worauf es ankommt.

»Albert!« Als hätte er das Zimmer eben erst betreten, strahlt Dolores ihn an. »Bist du schon lang da?« »Erst einen Moment«, antwortet er, während er seine linke Hand über den Bettschreibtisch unter ihre arbeitslose rechte schiebt, wo sie hingehört. »Ich wollte dich nicht stören. Bürotag, hm?« Weil sie die Lösung nicht weiß, nickt sie schulterzuckend. »Wie schön du bist! So ein schöner Mann, mein Albert. Gleich, als ich dich das erste Mal sah, war es um mich geschehen.« Ausgerechnet an seinem ersten Tag im Café war ihm das Missgeschick passiert. Obwohl Dolores ihm schwor, dass sein Stolpern und das koffeinhaltige Ergebnis auf ihrer Bluse sie aus der langweiligsten Verabredung ihres Lebens befreit hätten, glaubte er ihr erst, als sie ihn zum Dank auf ein Stück Bienenstich einlud.

»Wenn ich einmal heiraten sollte, dann nur dich, hab ich immer gedacht. Und das hat doch geklappt. Oder etwa nicht«, fügt sie ausnahmsweise rhetorisch an, während sie auf den Ring blickt, den sie ihm fünfzig Jahre zuvor angesteckt hat. Ihrer liegt, seit er zu groß für ihren Finger ist, auf dem Schränkchen am Kopfende ihres Bettes. Dahinter das gerahmte Hochzeitsbild, das er dazugestellt hatte. Die Ärzte meinten, es sei gut, besondere Erinnerungsstücke an deren üblichen Aufenthaltsorten zu platzieren.

»Dolores und Albert. Albert und Dolores. Wie schön das ist. Wie schön das klingt. Findest du nicht auch?«

Er nickt. Ja, das findet er wirklich. So wirklich, dass es schmerzt. »Schau, was ich uns mitgebracht habe.« Er ist froh, den Stoffbeutel beim Betreten ihres Zimmers an die Garderobe gehängt zu haben. So kann er sich unbemerkt der wässrigen Verräter entledigen, bevor diese sich ihren Weg über seine Wangen bahnen. Erst als er sicher ist, dass seine Stimme nur mehr des Alters wegen brüchig klingt, dreht er sich zu Dolores um. Gerade

rechtzeitig, bevor aus ihrem ungeduldigen Blick ein ängstlicher wird. Sie mag es nicht, wenn er ihr den Rücken zuwendet und sich wortlos an Dingen zu schaffen macht, die sie nicht sehen oder benennen kann. »Sieh mal hier!« Ungeschickt nestelt er das Papier, das »Kuchen wie bei Großmutter« verspricht, von einem Pappteller, auf dem zwei Stück Bienenstich gehaltvolle Schatten werfen. »Den magst du doch so gern.« Ihr Lächeln verdankt er, wie er inzwischen weiß, ihrem Stammhirn, das mit einer Ausschüttung neurochemischer Stoffe auf den Duft des noch warmen Kuchens reagiert. »Den mag ich«, wiederholt sie und kann riechen, dass es stimmt. »Wie heißt der gleich noch mal?« »Bienenstich, Dolores. Der Kuchen heißt Bienenstich.« Er hebt ihr ein Stück puddinggefülltes Zuhause auf den Teller. Seit die Muster sie zu sehr ablenken, lässt er das gute Geschirr zuhause. Stattdessen nimmt er das einfarbige vom Gemeinschaftswagen, der auf dem Gang vor ihrer Tür steht. Das Geschirr ist nicht, worauf es ankommt.

»Gnädige Frau – es ist angerichtet. Darf ich bitten?« Dolores' untertitelsuchender Blick erinnert, dass in ihrer Welt kaum noch Platz für Gesten ist. In einem für die Kürze seiner Sätze entschuldigendem Ton übersetzt er ihr seinen angewinkelten Arm. »Komm. Nimm meinen Arm. Wir setzen uns an den Tisch am Fenster. Siehst du?«

Dolores nickt. Wenn sie nur weiß wohin, kann sie allein gehen. Dass sie sich dennoch bei ihm unterhakt, macht ihn glücklich. »Du siehst wunderschön aus, Dolores. Als wärest du auf dem Weg in die Oper. Und zwar nicht in den Rang, sondern auf die Bühne!« Auch wenn sie nur elegante Kleidungsstücke besitzt, ist Stil in ihrem Stadium eher Zufall. Optisch machte es keinen Unterschied, ob sie ihre Garderobe allein zusammengestellt hat oder jemand behilflich war – therapeutisch schon.

Fünf, vielleicht sechs Jahre, schätzte man damals nach der Abschlussuntersuchung, bis sie ihr Urteilsvermögen verloren haben würde. Nicht nur in Kleiderfragen. Den ganzen Weg vom Diagnostikzentrum zurück hatte sie geschwiegen, sich nur, so eng es ihr im Gehen möglich war, an seinen Arm geschmiegt. Am Abend stand ihr Entschluss fest. Sie beide wussten, dass sie früher oder später in die Irre geführt würde. Und in genau die wollte sie, wie sie um Humor bemüht anfügte, keinesfalls bunt gescheckt und wild gemustert gehen, was wohl geschähe, überließe sie sich selbst oder ihm die Wahl ihrer Garderobe. Er hoffte, das Versprechen, das sie ihm abnahm, nie einlösen zu müssen. Wie er in einer lauen Sommernacht einsehen musste, hatte diese Hoffnung nicht das Zeug zur Realität. Gerade noch so brachte der Nachbar seinen Wagen zum Stehen, als Dolores in Morgenmantel und Pantoletten nur eine Abblendlichtweite entfernt plötzlich auf die Straße lief. Dolores verstand die Sorge nicht. Sie sei lediglich etwas in Eile, da sie sich um die Weihnachtseinkäufe kümmern und den Truthahn bestellen müsse. Froh, dass sie einwilligte, sich fahren zu lassen, brachte der Nachbar sie, sobald sie im Auto saß, nach Hause. Im Gegensatz zu ihr, wusste er ja, wo das war. Dort angekommen wunderte sich Dolores nur, warum ihr geliebter Mann zerzaust in der Diele stand, statt zu schlafen. Die darauffolgenden Tage verbrachte er mit Telefonaten, dem Datieren vorausgefüllter Anträge und mit Kofferpacken. Es graute ihm vor dem Moment, da der Reißverschluss zugezogen wäre. Er hatte gelesen, dieser Augenblick sei das Schlimmste. Wenn Furcht den Blick düstert, Angst die Bewegungen lähmt und Flehen die Stimme entkräftet. Er wollte so nicht fühlen, aber insgeheim hatte er auf dieses Flehen gehofft. Dolores aber flehte nicht. Dolores war

ganz aufgeregt. Als ihr nicht einfallen wollte warum, hatte er mit ihr noch einmal die Broschüre angeschaut, in der genau so ein Zimmer abgebildet war, wie das, in dem sie jetzt saßen, woran jedoch nur noch der Grundriss erinnert.

»Du Verrückter.« Vergnügt zwackt sie seinen Handrücken. »Einfach hier reinschleichen. Mein Chef würde Dir was erzählen. Wärst du nicht mein Albert, würde ich sofort nach ihm rufen.« Er hat keinen Grund, an ihren Worten zu zweifeln. »Einen schönen Kuchen hast Du da ausgesucht. Wie nennt der sich noch mal?« »Bienenstich. Freut mich, dass er schmeckt. Und der Kaffee«, fragt er, demonstrativ an seiner geleerten Tasse nippend, »ist der denn auch gut?« »Ja. Der auch. Ja.« Ihn nachahmend nimmt sie eilig den ersten Schluck.

»Dolores?« Bevor auch dieser Gedanke unter einer Eiweißlawine begraben wird, will er an ihrem Glück teilhaben. Denn so sieht sie aus: glücklich. Er wartet zwei Momente. Den ersten, für die ihrem Alter übliche, den zweiten für die ihrer Krankheit typische Reaktionszeit. »Dolores? Woran denkst Du?« Vielleicht hat sie ihn vorher wirklich nicht gehört. »Ach, ich muss gerade an ... herrje ... wie heißt er noch gleich ... ein finer Kerl, aber ein grauenhafter Trauzeuge ...« Als Daumen und Mittelfinger den Versuch einstellen, den Namen aus ihrer Stirn zu streichen, verrät er ihn ihr. »Georg? Ja. Mag sein«, willigt Dolores ein, wobei sich die Partie zwischen ihren Augen um die einzige Falte entspannt, die er an ihr nicht mag, aber immer häufiger sieht. Obwohl ihm die nächsten Sätze allzu vertraut sind, hört er zu und nutzt, wenn er sicher ist, dass Dolores die Antwort weiß, jede Chance, nachzufragen. Und dann erzählt sie ihm und sich, was der noch zugängliche Fundus ihres Gedächtnisses hergibt; nimmt ihn mit in die Kulisse von einst: Kostüme, Maske, Bühnenbild – bis auf Namen ist an alles gedacht. Als stünden sie in diesem Moment tatsächlich vor dem Altar und warteten, dass Georg endlich mit den Ringen erscheine. Als befürchtete sie noch immer, dass die Hochzeit wegen dieses unverbesserlichen Schürzenjägers verschoben werden müsste. Als hätte sie Georg den ebenso attraktiven wie lebenswerten Grund seiner Verspätung nicht längst verziehen. Und dann sagt er, was er immer sagt, wenn Dolores' Erinnerung endet. Dass es nicht an ihr liege, dass ihrer beiden besten Freunde sie nie mehr besuchen werden. Dass auch er wünschte, sie könnten wie früher zu viert ins Lichtspielhaus gehen oder mit den Rollern an den See fahren, wie sie es vorschlägt. Bevor er ihr erneut den traurigen Grund verrät, hasten Dolores' Blicke schon in Richtung Bettschreibtisch. »Du musst sicher wieder an die Arbeit?« »Heute ist wirklich viel los. Entschuldige. Kommst Du später wieder? Ja? Albert?« Er nickt. Er weiß, dass sie ihn meint. Der Name ist nicht, worauf es ankommt.

Die kleine Elster

Schülerförderpreis

Von Nathalie Lauterbach

Es regnet.

Normalerweise würde ich jetzt nicht durch die kalten, sterilen Flure des örtlichen Krankenhauses gehen, sondern auf dem Fensterbrett sitzen, die Stirn gegen das kühle Glas gelehnt und der Welt dabei zuschauend, wie sie hinter einem grauen Schleier versinkt.

Unaufhörlich würde der stete Rhythmus der prasselnden Tropfen an meine Ohren dringen und mich langsam in einen Zustand der Ruhe versetzen, in dem ich ungestört jedem Gedanken – und mag er noch so ausschweifend sein – nachgehen konnte.

Nur langsam komme ich voran. Es scheint, als wollten meine Beine mich nicht mehr tragen. Menschen gehen an mir vorüber, doch ich beachte sie gar nicht. Ich bin gerade in meiner eigenen Welt. Und ich bin darin ganz allein.

Das Feuer würde fröhlich im Kamin prasseln und der kleinen Hütte, die meine Großmutter stolz ihr Eigen nannte, Wärme und ein Gefühl der Behaglichkeit verleihen. Meine Großmutter selbst säße in ihrem alten, durch die vielen Jahre des Gebrauchs schon ziemlich verschlissenen Sessel und wäre damit beschäftigt, mit dem Füller das dicke Notizbuch zu füllen, das mein Großvater ihr zum fünfzigsten Hochzeitstag geschenkt hatte.

Ich ziehe meinen Mantel enger um mich, in der Hoffnung, ich könnte damit die Kälte vertreiben, die mich zu verschlingen droht. Ich gucke noch einmal in die Tüte in meiner Hand und vergewissere mich, dass das Notizbuch wirklich darin liegt. Wie könnte ich es jemals vergessen? Sie braucht es noch ... ganz sicher ... sie muss.

»Geschichten«, hatte meine Großmutter einmal gesagt, »sind wie Menschen. Nur dass sie Tinte statt Blut und Papier statt Knochen haben. Und Worte ... Worte sind ihre Gedanken. Ihre Gefühle. Ihr Leben. Man muss sich ihnen mit viel Zuneigung, Geduld und Liebe widmen, wie du es bei einem Kind auch machen würdest, so dass sie schließlich, wenn sie vollendet sind ...« »Was?«, hatte ich nachgehakt. »Was ist dann?« Der Blick meiner Großmutter war zum Kamin gewandert und in ihren Augen hatten sich die tänzelnden Flammen widergespiegelt. »Dann sind sie etwas, das anderen viel Kummer, aber auch viel Freude bringen kann. Es kommt ganz darauf an. In jedem Fall sind sie. Und zwar ganz und gar«, war ihre Antwort.

Mein Blick kann sich nicht auf etwas fixieren, sondern huscht hin und her, wie auf der Suche nach etwas, an dem er sich festhalten kann. Dieses Etwas ist schließlich ein Bild. Ein Foto oder eine Kopie – was von den beiden, war mir im Moment vollkommen egal – von Pablo Picassos Taubenbild.

Im Garten meiner Großmutter war auch immer ein Vogel zu Gast. Allerdings keine Taube. Er saß oft auf dem alten Eichenast. Anstatt sich in sein kleines Nest zu flüchten, hockte er immer darauf, als würde es auch ihm Spaß machen, dem Regen zuzuschauen und dabei die Gedanken schweifen zu lassen.

Eines Tages hatte ich meiner Großmutter gesagt, dass ich die Elster nicht mochte. Sie war ein gieriges kleines Biest, das sich nur allzu leicht von schönen, glänzenden Sachen beeindrucken ließ. »Kannst du es ihr denn verübeln?«, hatte meine Großmutter entgegnet. »Es ist nur allzu leicht, sich von solchen Dingen blenden zu lassen. Außerdem ist nichts daran verkehrt, sich an dem zu ergötzen, was dir Freude bereitet. Und wenn dir das mit so etwas Einfachem gelingt, wirst du dein Leben lang keine Schwierigkeiten haben, fröhlich zu sein.«

Ich habe auch eine Sache gefunden, die mir ein Leben lang einen Grund gegeben hat, fröhlich zu sein. Doch jetzt fürchte ich, dass ich sie verlieren werde. Ich richte den Blick wieder nach vorne und sehe einen Arzt, der auf mich zustrebt. In seinem Gesicht kann ich bereits die Antwort sehen, auf die eine Frage, die einfach nicht über meine Lippen kommen will. Die Tüte entgleitet meinen zitterigen Händen und ich höre ein dumpfes Geräusch, als das Buch darin auf dem Boden aufschlägt. Doch es kümmert mich nicht. Es kümmert mich gar nichts mehr. Ich bin gerade in meiner eigenen Welt – und sie stürzt ein.

Es regnet.

Es fühlt sich an, als würden mich die Tropfen auf die Erde niederdrücken. Als würde sich das Wasser um mich herum sammeln und mir die Luft zum Atmen nehmen. Der Regen vermischt sich mit meinen Tränen und rinnt mir kühl die Wangen hinab. Auf der Beerdigung habe ich viele Gesichter voller Schmerz und Trauer gesehen. Doch diese Leere, diese hoffnungslose, schwarze Leere scheint offenbar nur an mir zu nagen. Ich stehe vor dem Grab. Ihrem Grab. Es besteht nur aus einem schlichten, rein weißen Grabstein, in dem ihr Name und ihre Lebensdaten eingraviert worden sind. Davor liegen mehrere Blumen, hauptsächlich Rosen. Das zeigt, wie wenig die meisten doch meine Großmutter gekannt haben. Bedächtig lege ich die mitgebrachte weiße Lilie auf die dornigen Blumen. Zwischen dem ganzen Rot scheint sie beinahe zu strahlen. Rein und filigran sieht sie aus. Sehr zerbrechlich.

Jetzt fehlt nur noch eins. Beinahe zögernd nehme ich das Notizbuch aus meiner Tasche und lege es vor die Lilie. Die letzten Nächte habe ich damit verbracht, ihre Geschichten abzuschreiben. Der Schlaf hatte sowieso nicht kommen wollen und so habe ich auf dem Fensterbrett gesessen, dick eingehüllt in die selbstgestrickte, flauschige Wolldecke meiner Großmutter, und Wort für Wort alles genau abkopiert. Nach etlichen Versuchen hatte auch schlussendlich ein kleiner Verlag Interesse an den Geschichten gezeigt und bald würde das Werk so vieler Regentage die Sonne, das Licht der Welt, erblicken. Ich habe selbst eine Geschichte hinzugefügt. »Die kleine Elster« heißt sie, und ich verstehe nun, was Großmutter einmal, vor dieser gefühlten Ewigkeit, gesagt hat. Eine Geschichte ist. Und diese, so kommt es mir vor, ganz besonders.

Drabbles

Schülerförderpreis

Von Romina Schmidt

Gleichheit

Die Sonne scheint hinab auf den kleinen Spielplatz. Eltern sitzen auf kleinen Holzbänken und beobachten ihre Schützlinge, die mit leuchtenden Augen ihre Abenteuer erleben.

Das Geschrei von Kindern umgibt die beiden, dennoch sind sie in Stille gefangen, die niemand brechen mag. In diesem Moment erzählen sich die beiden mehr als in jedem Gespräch. In ihrer Stille versetzen sie Berge, bauen Schlösser, die im Himmel schweben, und verschenken Schlüssel für Herzen. »Ich liebe dich«, sagt die Stille der einen Person. »Ich liebe dich«, erwidert die andere Stille mit geflügelten Worten.

Zwei Mädchen sitzen auf Schaukeln und halten sich an den Händen.

Wahr

Goldenes Licht auf jedem von uns. Wir laufen über den Sand, der Sonne entgegen, die leise in das Wasser eintaucht. Das Meer umspielt rauschend unsere Füße. Menschen fotografieren diesen Moment, wollen ihn festhalten. Wir auch. Denn es ist schön. So einfach.

Ich entdecke die Sprüche im Sand. Sie sind überall, manche kaum zu lesen. Mit gesenktem Kopf gehe ich an den Spuren entlang, murmele leise die Wörter vor mir her.

»Was ich suche, fließt hier an meinen Füßen, strömt durch meine Hände, reibt an meine Wangen und gewinnt mein Herz.«

Der Blick auf das Meer, ein Lächeln auf den Lippen.

Himmlische Interpretation

Goethe im Himmel, schaut auf die Erde, beobachtet die verzweifelten Schüler.

Ein Lehrer fragt seine Klasse: »Was möchte uns Goethe mit der Alliteration ›bunte Blumen‹ sagen?«

Ein Schüler meldet sich. »Er möchte die Schönheit des Lebens betonen. Bunt bedeutet Fröhlichkeit.«

Der Lehrer nickt zufrieden.

Goethe im Himmel runzelt die Stirn. Schiller kommt dazu. Schaut auf die Erde. »Wieder Interpretationen?«

Goethe seufzt. »Wann verstehen die endlich, dass ›bunte Blumen‹ einfach nur ›verschiedenfarbige Blumen‹ bedeutet. Ich wollte doch nur, dass der Leser die Abwechslung in der Landschaft vor seinem inneren Auge sieht. Was ist überhaupt eine Alliteration?«

Schiller zuckt mit den Schultern.

Mein lieber Charlie

Von Konstantin F. Petry

Ich sitze hier in der Kammer und schreibe das hier, weil ich nicht weiß, was ich sonst tun sollte. Auch sonst weiß ich vieles nicht: Wie ich hierher gekommen bin, zum Beispiel. Hier zu sein, wirkt zu unwirklich, als dass es wirklich sein könnte, weshalb ich glaube, dass ich gar nicht hier bin. Aber wo ich sonst bin, weiß ich auch nicht. Also sagen wir am besten, dass ich hier in dieser Kammer bin. Und sagen wir, damit es nicht so eintönig wird, dass da noch jemand ist.

Sagen wir: Du bist hier. Du sitzt neben mir auf deinem Bett und schweigst. Ich blicke dich an. Deine Stimme habe ich noch nicht gehört. Sagen wir mal. Du bist stumm. Genau, du bist stumm. Wir sitzen hier zusammen aus Gründen, die wir beide nicht kennen. Ich frage mich, ob dich das stört? Wie ich dich beschreiben soll – wie du aussiehst, ist bestimmt etwas, das den potentiellen Leser dieses Textes interessieren könnte, den ich aus purer Langeweile schreibe –? Lass mich überlegen! Um das Seltsame dieses Ortes beibehalten zu können, würde ich sagen, es wäre am besten, Du wärst kein Mensch. Das würde nebenbei auch noch erklären, dass du nicht sprechen kannst. Sagen wir. Du bist ein Affe. Ich nenne dich Charlie. Du bist also ein Schimpanse. Wir verstehen uns gut, denn unser Zusammenleben ist geklärt: Ich bin der Mensch und du bist der Affe. Ich kümmere mich ums Essen und du sitzt einfach da. Von außen betrachtet, mag es seltsam erscheinen, dass ich dich durchfüttere, aber wenn ich dich verhungern lassen würde, hätte ich ja niemanden mehr. Das spricht doch für sich, oder etwa nicht? Das Essen besorge ich uns, mein lieber Charlie, indem ich mit unserem Wärter rede. Ich weiß nicht, wieso ich ihn so nenne, aber mir scheint es passend zu sein, denn ihr Tiere im Zoo seid ja auch gefangen, genau wie wir, nicht wahr, mein Charlie? Ich sage zum Wärter, dass wir etwas zu essen brauchen, und dieser antwortet, das gehe klar, und gibt es mir. Dann kriegst du meine Banane und ich dein Brot, was ein fairer Tausch ist, dass wir ja beide etwas vom anderen bekommen. Wenn wir essen, essen wir gemeinsam, hier, an dem Tisch, an dem ich gerade sitze und dies hier schreibe. Ich blicke die Wand an, na ja, nicht wirklich, da ich mir ja, wie du weißt, mein lieber Charlie, sicher bin, dass ich hier eigentlich gar nicht sein kann. Ich habe es dir ja oft genug gesagt, als wir noch in dieser Zelle zusammen eingesperrt waren, mein lieber Charlie, wie du dich sicher noch erinnern kannst – jedenfalls hoffe ich das –, dass ich diesen Ort und auch dich wohl erfunden habe, weil mir langweilig war.

Ich will Dir berichten, was passiert ist, nachdem ich mich dazu entschieden habe, dich aus diesem Gefängnis zu befreien. Du hattest gerade Deinen Hut aufgezogen, den ich dir ins Gefängnis habe schmuggeln lassen, damit ich mich, ich gebe es hier zu, mein lieber Charlie, an diesem Anblick – du, mit Hut – erheitern und die schreckliche Lage, in der wir uns beide durch mein Verschulden befanden, zu vergessen. Ich weiß noch ganz genau, wie's dann weiterging: Der Wärter kam heran und las deinen Namen – »Charlie Chimp!«, rief er dabei aus – vor und sagte. Du seiest endlich befreit. Ich stand auf und fragte: »Und ich?« »Sie müssen noch warten«, sagte er. »Noch sind Sie nicht befreit von dem, was Sie getan haben.« Oft genug habe ich dir ja gesagt, dass ich nicht weiß, was ich getan habe. Daran kannst du dich doch bestimmt noch erinnern, nicht wahr, mein lieber Charlie? Also blieb ich nun da, allein, vorerst, und du gingst. Traurig hast du mich angeblickt. Ja, Charlie, ich sage es frei raus: Ich habe mich nach einem Menschen gesehnt, doch in der Kammer war nur Platz für zwei! Und so habe ich dich freigelassen, was ich für fair halte. Bedenke doch,

mein lieber Charlie, ich hätte dich auch töten können, anstatt dich freizulassen, und habe es doch nicht getan – begreife es als eine Chance. Ich meine es doch nur gut mit dir. Du bist frei. Hab deinen Spaß, mein lieber Charlie, ich vergesse dich schon nicht.

Aber, mein lieber Charlie, ich will dir sagen, was sich in unserer Kammer verändert hat. Zwei ganze Tage lang saß ich vor meinem Schreibblock, auf dem ich auch gerade das hier schreibe, und grübelte, was ich als nächste machen wollte. Ich fragte mich natürlich zuerst, ob ich dich nicht lieber zurückholen sollte, aber dann bedachte ich, dass ich mit jemanden reden wollte. Ein Mädchen! schoss es mir durch den Kopf. Wieso eigentlich nicht?

Und so schrieb ich auf: Die Tür geht auf, der Wärter kommt rein. »Hier ist Ihre neue Mitbewohnerin. Ich will kein Schreien hören.« Und so frage ich das Mädchen, das übrigens blond und großbusig ist und auf den Namen Hilde hört, danach, was sie getan hat. Natürlich weißt du, mein lieber Charlie, dass ich schon längst wusste, weshalb sie hier war – verdächtigt sei sie geworden, etwas gestohlen zu haben, natürlich zu unrecht, wie sie sagt, was aber egal ist. Mich interessiert es nicht, ob sie es war oder nicht, deswegen weiß ich es auch nicht.

Als nächstes habe ich mich an den Tisch gesetzt. Sie hat sich aufs Bett gelegt, mich gefragt – wie ich's mir ausgemalt hatte –: »Wieso bist du hier?« »Weiß ich nicht«, habe ich natürlich gesagt. Ich weiß es ja wirklich nicht. Dann habe ich mir gesagt, dass sie das gar nicht wollte. Dass sie mich nicht wollte, was meiner Meinung nach großzügig ist, schließlich könnte ich mit ihr ja alles machen, wie ich auch mit dir, mein lieber Charlie, alles hätte tun können, was ich wollte. Stattdessen aber habe ich mir gedacht, dass es viel interessanter wäre, wenn ich mir selbst befehlen würde, mich in sie zu verlieben. Das ist also die Ausgangsposition, mein lieber Charlie, Hilde will mich nicht und ich will Hilde, habe mir aber selber aufgetragen, diese Position nicht zu verändern. Alles bleibt so, wie es ist, einfach, weil sich für die begrenzte Textlänge, die mir zur Verfügung steht – 10.000 Zeichen, also höchstens drei Seiten – eine unglückliche Liebesgeschichte besser eignet als eine glückliche. Ich habe es Dir ja oft genug erzählt, mein lieber Charlie, dass es bei einer guten Kurzgeschichte nicht darum geht, die Welt so darzustellen, wie sie sein könnte, sondern darum, ganz ehrlich, wie sie ist. Mag sein, dass ich mich hiermit selbst nicht dran halte, aber das ist egal, einfach, weil ich darauf nicht abziele. Das weißt du hoffentlich, mein lieber Charlie.

Meine Tage mit Hilde laufen immer gleich ab. Sie liegt auf dem Bett und lackiert sich gelangweilt die Fingernägel, während ich ihr andauernd Geschenke mache. Sie freut sich ja auch darüber, denke ich. Jedenfalls bedankt sie sich immer ganz artig: »Danke ... ahm, wie heißt Du noch gleich?« Charlie, da wurde mir klar, dass ich von Anfang an in dieser Geschichte einen Fehler gemacht hatte. Ich hatte Dir einen Namen gegeben und Hilde – ich weiß, dass das ein bescheuerter Name ist, aber als Barbara oder Annika hätte meine Hilde nicht funktioniert – auch, der Wärter besitzt vielleicht keinen Namen, aber immerhin eine Bezeichnung, aber ich selbst – wie hieß ich? »Ich bin einfach ich«, war deswegen meine Antwort, weil ich keine Lust hatte, mir einen Namen zu überlegen. »Also kann ich dich einfach Du nennen?«, fragte sie mich. »Ja«, sagte ich. »Das wäre wohl das Beste.«

Damit ist beschlossen: Ich heiße Ich. Ein seltsamer Name, ich weiß, aber es ist das einfachste. Der Wärter nennt mich nun auch schon so – immer, wenn ich das Essen für Hilde und mich besorge, sagt er: »Na, Herr Ich, was hätten Sie denn gerne?« Ich bestelle dann immer Brötchen und Croissants, denn die liebt Hilde fast genauso, wie du, mein lieber Charlie, deine Bananen geliebt hast. Ich hoffe, dass dort, wo du jetzt bist, viele Bananen für dich bereit liegen. Hilde und ich essen nicht zusammen. Sie liegt auf ihrem Bett und isst, ich sitze dabei am Tisch. Ich habe ihr meine Croissants gegeben, in der Hoffnung, dass sie mir etwas von ihren Brötchen abgibt, aber das tut sie nicht. Mit dir war das Zusammenleben viel einfacher gewesen, mein lieber Charlie, aber es war ja meine freie Entscheidung, eine Figur zu erschaffen, in die ich unglücklich verliebt bin. Damit es mir nicht so weh tut, habe ich es Hilde verboten, dass sie sich verliebt, und, um diese Möglichkeit gänzlich auszuschließen, ihr die Möglichkeit, Liebe oder Lust zu empfinden, genommen. Was das angeht, habe ich meinen Stolz! Wenn ich sie nicht haben kann, so soll sie kein anderer haben, denke ich mir. Du, mein lieber Charlie, weißt ja, wie ich das

durchziehe. Übrigens wärest du der einzige, dem ich sie gönnen würde. Aber du hättest gar kein Interesse an ihr und das ist gut so, schließlich bist du ein Affe und sie ein Mensch.

Langsam werde ich ihrer überdrüssig. Meine Liebe ihr gegenüber droht zu erlöschen. Auch sehne ich mich nach Nähe. Ich werde sie wohl auch so verschwinden lassen. Das nächste Mädchen – denn wo ich dich als einen Freund habe, brauche ich keinen zweiten – wird brünett sein, denke ich mir. Vielleicht könntest du mir in einem Brief antworten, mein lieber Charlie, falls du denn lesen könntest, welcher Name dir besser gefällt – Barbara oder Maria wären ganz passend, denke ich. Gerade, wo ich dies schreibe, geht die Tür auf und der Wärter kommt: »Hilde Hildstein«, sagt er. »Sie sind befreit.« Hilde steht auf, Kaugummi kauend, sagt: »Bye, bis dann irgendwann«, und verschwindet. Ich frage, wie immer: »Und was ist mit mir?« »Sie müssen noch warten, Herr Ich. Noch sind Sie nicht befreit von dem, was Sie getan haben.«

Wenn ich doch nur wüsste, was das ist. Hast du eine Ahnung? Vielleicht sollte ich mal wieder an Piet, den Papageien, schreiben – der war vor dir mein Mitbewohner in der Zelle. Was meinst du dazu, mein lieber Charlie?

Jury-Sonderpreis

Die Schneekönigin

Von Anne Häfner

»Gerda!«

Die Stimme meiner Mutter überschlägt sich, klingt ganz schrill und unnatürlich. Ich will ihr sagen, dass sie nicht schreien soll. Jetzt ist alles gut. Es gibt keinen Grund mehr, sich aufzuregen.

Doch ich bin bereits zu schwach, um zu sprechen. Der Nebel in meinem Kopf wird immer dichter. Ein milchiger Schleier legt sich über die Welt. Das letzte, was ich sehe, sind die purpurnen Schlieren, die mein Blut im Wasser zieht. Oder halluziniere ich bereits? Mein letzter Gedanke jedoch gehört dir. Kay, mein Kay. Selig lächelnd gebe ich mich der Schwärze hin.

»KAY! KAY! KAY!«

Ich liege auf dem Boden. Die Maschinen, durch dünne Schläuche mit mir verbunden, piepen und blinken panisch. Menschen kommen in den Raum gerannt. Sie versuchen, mich festzuhalten, doch ich schlage wild schreiend um mich. Was soll das? Was mache ich hier? Ich sollte bei dir sein! Das ist alles falsch. Ganz, ganz falsch!

»KAY!«

Und dann ist es plötzlich vorbei. Ich erstarre, mein Körper wird taub, stumme Tränen rinnen über mein Gesicht. Ein junger Pfleger steht über mich gebeugt und drückt mit einer Spritze eine klare Flüssigkeit in meine Venen. Die Neonröhren flackern. Kay, das ist alles so absurd. Weiße Flocken tanzen vor dem vergitterten Fenster auf und ab. Es ist der erste Schnee in diesem Jahr. Schon wieder ein neuer Winter. Im Winter wurdest du mir genommen.

Wie lang ist das her? Ich weiß es nicht mehr. Sie sperren mich hier ein und sagen, sie wollen mich retten. Aber die Tabletten lassen mich vergessen. Sie machen mich so stumpf, dass ich darüber nicht einmal mehr verzweifeln kann. Nur noch eine Hülle – willenlos, farblos, charakterlos. Ich fühle keinen Schmerz mehr, aber auch keine Freude.

Das soll Hilfe sein?

Die Schneeflocken, die sich an der Scheibe festsetzen, fesseln meinen Blick. Wie kleine, eisige, perfekte Blumen sitzen sie auf dem Glas, bevor sie schmelzen und für immer vergehen. Ich beneide sie. Warum durfte ich nicht gehen?

Ich lege meine Fingerspitzen ans Fenster. Der Ärmel meines blauen Patientenkittels rutscht zurück und entblößt die blassen Narben an meinem Unterarm. Dünne Fäden auf blasser Haut.

Wie etwas Lebendiges zwingt sich die Kälte durch das Glas und kriecht langsam, aber stetig, meinen Arm hinauf. Zunächst bemerke ich es kaum, doch nach und nach dringt sie zu mir durch. Auch als sich die seichte Kälte irgendwann zu einem lodernden Brennen verwandelt, zucke ich nicht zurück. Denn der Schmerz vermag es, die Gleichgültigkeit in meinem Herzen für kurze Zeit zu verdrängen. Wie in Trance starre ich hinaus, während Erinnerungen über mir hereinbrechen.

Stunden später ziehen die Pfleger mich gewaltsam fort.

Kay. Im Fenster sah ich dein Gesicht.

»Gerda, gut. Setz dich doch. Ich bin hier gleich fertig.« Sie sieht nicht einmal auf, während sie sich durch den Aktenberg wühlt. Angespannt lasse ich mich auf den Stuhl ihr gegenüber sinken. Es war in den letzten Wochen gar nicht einfach, so zu tun, als hätte ich mich nicht verändert. Und jetzt bin ich so nah am Ziel. Oder sollte ich sagen *wir*?

Gerda?

Ja, Kay, hier bin ich. Ich höre deine Stimme ganz deutlich. Ich bin jetzt wieder klar.

Wie in einem dieser Verhörräume, die man aus dem Fernsehen kennt, sind in ihrem Büro die Wände rechts und links von mir mit riesigen Spiegeln bestückt. Ich kann nicht sagen, wie groß dieser Raum tatsächlich sein mag. Ein Bild wirft immer wieder das nächste zurück. Schon nach kurzer Zeit bekomme ich davon Kopfschmerzen, und doch kann ich den Blick nicht abwenden. Sie und ich. Der Schreibtisch voller Akten. Ein paar Bücher. Hinter ihr ein vergittertes Fenster, durch das eiskaltes Licht hereindringt. Sie und ich. Der Schreibtisch. Bücher. Kaltes Licht. Sie und ich. Sie, Kay und ich. Kay ...

»Gerda.«

Ich zucke leicht zusammen, als sie mich anspricht. Dieser Ort macht mich einfach verrückt. *Bald, liebste Gerda. Bald liegt all das hinter uns. Aber du musst dich konzentrieren!*

Ja, Kay. Verzeih. Ich habe mich ablenken lassen.

Ich straffe die Schultern und wende mich ihr zu. Sie ist geradezu zauberhaft schön. Ich spüre, wie mein Blut in Wallung gerät. Kay in meinem Inneren verzehrt sich noch immer nach ihr. Oh, Liebster, ich spüre, wie du dich nach ihren Küssen, nach ihrer Anerkennung sehnst, doch lass dich nicht länger täuschen! Diese Frau ist gefährlich!

Ihr eiskalter, messerscharfer Blick scheint mich festzunageln.

»Gerda, ich muss dir leider sagen, dass mir deine aktuellen Ergebnisse nicht gefallen.« Sie blättert durch ihre Akte und schüttelt leicht den Kopf.

Was soll das heißen?

Ich weiß es nicht, Kay.

Wir haben uns so bemüht! Es kann ihnen nicht aufgefallen sein!

Langsam, aber sicher, steigt Panik in mir auf. Und noch etwas anderes. Doch diese Wut gehört nicht zu mir.

Kay, beruhige dich.

»Du hast dich einfach nicht so entwickelt, wie wir es erhofft hatten.«

Ein verächtliches Schnauben. War ich das? Oder Kay?

»Ich befürchte, dass wir unter diesen Umständen deine Entlassung auf unbestimmte Zeit verschieben müssen.«

Ich versteife mich. Panik und Wut vereinen sich zu brennendem Hass. Aber sind das noch meine Gefühle? Plötzlich bekomme ich Zweifel. Ja, ich habe immer gesagt, dass ich

sie hasse. Aber so sehr? Das sieht mir nicht ähnlich! Ich erkenne mich in meinen eigenen Gefühlen nicht wieder. Ich habe noch nie jemand anderem etwas zuleide getan, und jetzt will ich sie nur noch ...

VERNICHTEN!

Angst überrollt mich. Ich verliere die Kontrolle! Wenn ich jetzt in diese Spiegel blicken würde, wäre da noch ich? Oder wäre es Kays Gesicht, das zurückgeworfen wird?

»Wir sollten außerdem deine Medikamente umstellen. Deine Mutter hat zugestimmt. Die Pfleger werden dir ab sofort Spritzen geben. So ist der Wirkungsgrad höher ...«

Sie redet weiter, doch ich höre ihr nicht mehr zu. Ich brauche all meine Kraft und Konzentration um meinen Körper im Griff zu behalten. Kay, was tust du da? Schweiß perlt von meiner Stirn. Ohne mein Zutun schiebt sich meine Hand auf den Schreibtisch, auf den Brieföffner zu. Bilder erscheinen in meinen Gedanken. Die Therapeutin mit aufgeschlitzter Kehle am Boden. In meiner Hand der Brieföffner. An meinen Händen ihr Blut.

»Nein, Kay! Lass das!« Schlagartig habe ich wieder die Gewalt über meinen Körper. Die Bilder sind verschwunden. Doch ich habe es laut ausgesprochen. Vielleicht hat sie es nicht bemerkt?

Oh, doch. Das hat sie.

Ihr berechnender Blick durchbohrt mich geradezu. Ich weiß nicht, wie lange sie schon nicht mehr redet, sondern meinen stummen Kampf mit mir selbst beobachtet.

»Gerda, mit wem sprichst du?« Sie versucht, ihre Stimme sanft und freundlich klingen zu lassen, doch ich höre das Zittern heraus. Sie ist alarmiert.

Wir müssen sie loswerden!

Ich ignoriere Kays Flüstern in meinem Ohr. Es hat mich zutiefst erschreckt, wie leicht es ihm bereits fällt, sich meiner zu bemächtigen. Ich habe ihn unterschätzt. Doch dafür ist jetzt keine Zeit. Später ...

»Gerda, weißt du noch, warum du hier bist? Es geht dir nicht gut. Du hast versucht, dir das Leben zu nehmen. Wir wollen dir helfen. Du willst doch irgendwann diese Klinik verlassen. Du musst deine Medika...«

Jetzt redet sie schon wieder! Ich werfe ihr einen hasserfüllten Blick zu. Hass. Wut. Schmerz. Das sollte ich nicht mehr empfinden können. Ihre Augen weiten sich, als sie endlich den Unterschied bemerkt und begreift.

»Du nimmst die Tabletten gar nicht mehr!«

Richtig. Seit etwa zwei Monaten stecke ich meine Tabletten in die Topfpflanzen und nicht in den Mund.

Sie sind alle verwelkt.

Ja. Tot.

»Dein Freund Kay ist bei einem Unfall ums Leben gekommen. Das Eis war zu dünn ...«

»Kay ist nicht tot!«, brülle ich und springe auf. Der Stuhl fällt krachend zu Boden und plötzlich ist es mir egal, ob sie es weiß. Kay hatte recht. Sie wird uns nicht gehen lassen. Nie.

Aber ich halte das nicht mehr aus.

Kay, ich bin so müde.

Schlaf, Gerda, schlaf ...

Ist es so einfach? War es das die ganze Zeit?

Lass einfach los.

Und dann?

Ich mach das schon, Gerda.

Ja ...

Kay streicht um meine Gedanken. Umgarnet mich, greift nach meinem Bewusstsein.

Schwarze Ewigkeit umfängt mich, als ich ihm kampflös die Kontrolle überlasse. Wir wissen beide, dass es diesmal für immer ist. Endlich.

Gute Nacht, Gerda ...

Seufzend beuge ich mich über ihre Leiche. So viel Blut. Ihr Kittel ist getränkt davon. Ärgerlich. Musste das sein, Kay?

Verzeiht, Herrin.

Nun gut. Jetzt ist es nicht mehr zu ändern. Der gesamte Boden ist übersät mit den Scherben der Spiegel. Kay hat so lange mit seinem Stuhl gewütet, bis auch der letzte Rest Glas zerschlagen war. Eine dieser Scherben steckt nun in ihrem Herzen.

Ich wende mich von der Toten ab. Sie ist nicht mehr wichtig. Neben der Tür hängt zum Glück ein zweiter Kittel, der bei dem Massaker nicht befleckt wurde. Ich schlüpfe aus dem blauen Zweiteiler, der mich sofort als Patient identifizieren würde. Die Spiegel am Boden werfen das Bild meines nackten Körpers tausendfach zurück. Ich spüre Kays Erregung und lache. Wie erbärmlich! Gekränkt und scheu verkriecht er sich weit hinten in meinem Bewusstsein. Da gehört er auch hin. Gerda konnte er nach Belieben beeinflussen. Mit mir schafft er das nicht.

Gerda ... Gedankenverloren betrachte ich die Narben an ihrem Körper. Naives Ding. Sie war zu schwach. Ewig vernarrt in diesen toten Jungen. Unfähig, ihn loszulassen. Sie sehnte sich so sehr nach ihm, dass er letztendlich all ihr Denken und Handeln bestimmte. Ich seufze erneut. Hätte ich Gefühle, könnte sie mir fast leid tun. Doch mein Herz ist aus Eis.

Ich streife den weißen Arztkittel über und knöpfe ihn langsam zu. Tja, Gerda. Das war keine Treue, das war Besessenheit. Und aus deiner Liebe wurde Wahn. Du hättest es hinter dir lassen und einfach erwachsen werden sollen. Nun ist es zu spät.

Ohne zurückzublicken, stoße ich die Tür auf. Ich stolziere einfach zur Klinikpforte hinaus. Eine vermeintliche Ärztin fragt niemand nach ihrem Begehrt. Ihren Fehler werden sie erst zusammen mit der toten Therapeutin entdecken. Schnee wirbelt um mich herum, verfängt sich in Gerdas langen, dunklen Haaren.

Gerda ist tot. Ich sollte ihre Mutter besuchen und ihr die Neuigkeit überbringen. Die Spiegelscherbe in der Tasche meines Kittels ist kalt wie das Eis und scharf wie der Nordwind im Winter.

Ich bin die Schneekönigin.

Das nächste hEFt erscheint am 28. März 2014

Offene Redaktion: 5. Februar

hEFt-reliert: 28. März

Redaktions- und Anzeigenschluss: 24. Februar

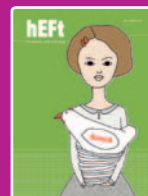
Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Humanitäre Intervention

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Humanitäre Intervention«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

*hEFte zum Herunterladen
unter www.heft-online.de*

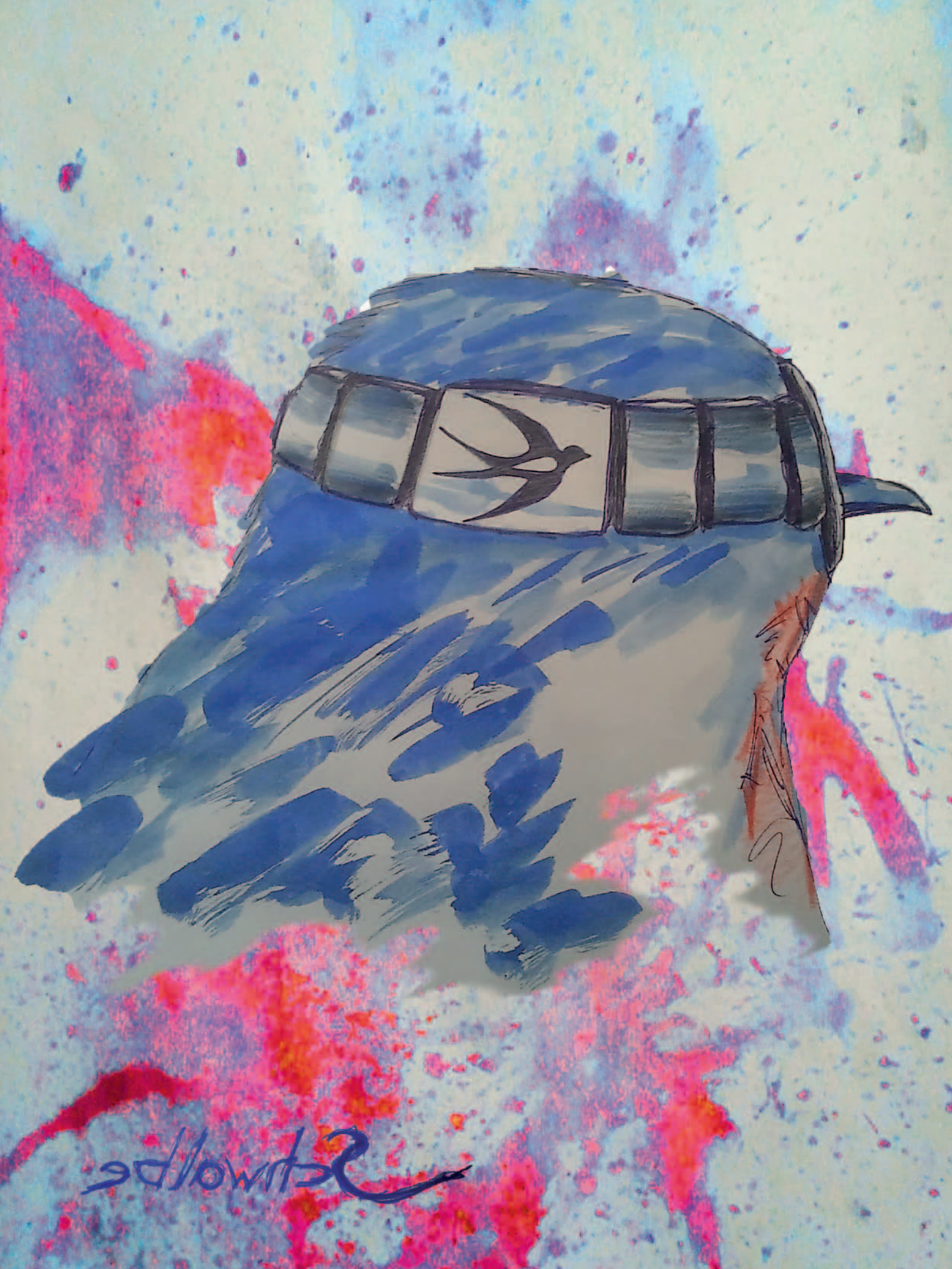


hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Comic Atac, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang, Zuckerdose // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

Autor/innenverzeichnis

JESSY ASMUS, Jg. 1987, wohnt in Erfurt und studiert in Weimar Visuelle Kommunikation, dieschwarzegans.wordpress.com // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // ANNE BÜTTNER, Jg. 1980, Erfurt, veröffentlichte diverse Kurzgeschichten, freie Mitarbeit im Temp Magazin und SLEAZE Magazin // PAOLO FUSI, Römer // VEIT GOSSLER, lebt und arbeitet als freier Künstler in Erfurt // ANNA HÄFNER, Jg. 1991, lebt in Schleusingen // BORIS HAJDUKOVIĆ, Bildungsreferent, Radiomacher beim Radio F.R.E.I. und Fotograf // EUGENIA HEIM, 26 Jahre, aus Nowosibirsk, über Moskau, St. Petersburg, Köln, Abrau Dürso und Nürnberg in Erfurt gelandet. Sie ist der festen Überzeugung, dass ein Mensch, der nicht mit sich selbst spricht, komisch ist (und nicht anders herum) // CAROLINE HEMMANN, 23 Jahre, Grafikerin und Autorin aus Erfurt // REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt // MARIA HUTMACHER, 22 Jahre, mag tiefe Bässe und Licht und Menschen // BÜLENT KACAN, Schriftsteller, lebt und arbeitet in Bielefeld, Preisträger des Sepp Schellhorn Literaturstipendiums 2012 in Goldegg (Österreich), www.kacan.eu // MICHAEL KRIEDEL, Autor // STEVE KUSSIN, Jg. 1984, lebt als freier Autor und Schauspieler in Jena // PETER LAUENSTEINER, Erfurt // NATHALIE LAUTERBACH, 16 Jahre, Schülerin, lebt in Thamsbrück bei Bad Langensalza // JÖRG MÜLLER, Jg. 1982, lebt in Erfurt, Autor bei der Lesebühne Erfurter Autoren LEA und Mitglied im Erfurter Autorennetzwerk Highslammer e. V. // KONSTANTIN F. PETRY, Jg. 1997, Schüler, lebt in Weimar // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // MAXIM PRITULA, 28 Jahre, kommt aus Odessa (Ukraine) und lebt seit genau zehn Jahren in Erfurt. Er studiert Visuelle Kommunikation in Weimar // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // RONNY RITZE, Journalist und freischaffender Autor, Geschäftsführer des Niederburg Verlag Stadtilm // ROMINA SCHMIDT, Jg. 1997, Schülerin, lebt in Neudietendorf // BJÖRN SCHORR, Erfurt, Fotograf (siehe auch Fotostrecke) // JOHANNA SCHUHMACHER, wintersportbegeisterte Textilarbeiterin, Erfurt // PATRICK SIEBERT, Autor, Erfurt // RUTH MARIA STRANGEL, Jg. 89, urbayerische Wahlthüringerin, lebt in Erfurt // NILS UNBEHAUEN, Jg. 87, gelegentlichsschreibender Dachdecker aus Dachwig // KRISTIN VARDI, Jg. 83, lebt in Leipzig und schreibt dort u.a. immer noch an ihrer Masterarbeit zum Thema »Visionen vom neuen Menschen und die Kibbutzbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts« // JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // JULIANE ZIMMERMANN, kein gegenüber außer einem Blatt Papier



schlowitz